

Prolog

Spuren im Sand

Die Regentropfen wurden gierig von dem trockenen Erdreich aufgesaugt. Der Himmel hatte sich mit dunklen Wolken zugezogen und tauchte die Wüstenlandschaft in ein ebenmäßiges Grau. Das Unwetter, das sich in der Ferne durch ein lautes Donnern ankündigte, war ein seltenes Naturschauspiel in dieser Region der Erde.

Die imposanten Gebirge, die das Tal einschlossen, sorgten für einen minimalen Niederschlag und eine sengende Hitze, welche von keinem Windzug durchbrochen wurde.

Am zweiundzwanzigsten September 1353 war jedoch alles anders. Es war kalt, der Wind heulte und der Regen fiel unbarmherzig auf die wenigen Gestalten, die sich zu jener Zeit im Zentrum des Unwetters befanden. Die Geräusche des Kampfes gingen im annähernden Donner und dem prasselnden Regen unter. Es war ein Kampf um Leben und Tod. Ein Kampf zwischen Geschwistern, welche nicht ungleicher hätten sein können ...

Ein groß gewachsener Mann mit dunklem, mittellangem Haar, starrte angestrengt atmend seiner Schwester in die Augen. Bajeho hatte keine Angst vor der Schlacht oder vor dem Tod. Er war ein Krieger. Es war seine Aufgabe, die Welt vor seiner Schwester zu schützen, doch gerade schien es ihm nicht vergönnt, seine Aufgabe zu erfüllen.

Unweit neben dem zwei Meter großen Bajeho lag ein weiterer Mann auf dem nassen Sandboden. Sein Name war Nastawha. Auch er hatte gelobt, die Erde vor den dunklen Mächtschaften seiner Zwillingschwester zu beschützen. Doch nun lag er benommen auf dem mittlerweile lehmartigen Erdreich.

Ein Mädchen mit schwarzen, langen Haaren, stand dem Hünen gegenüber. Sie erwiderte dessen Blick ungerührt und schien wenig

beeindruckt von dem Größenunterschied. Dalowha hatte nichts vor ihren Brüdern zu befürchten. Sie hatte schon vor Jahrhunderten genug Macht erlangt, um ihre Geschwister zu zerstören und die elendige Menschheit zu zermalmen. Die Menschen, die sie aufgrund ihrer Gaben gemieden hatten, sie beschimpften und verfluchten. Sie hasste sie abgrundtief, hatte sich immer mehr in ihrem Zorn verloren und fühlte sich von ihren Geschwistern im Stich gelassen, welche auf der Seite der schwächlichen, haarlosen Affen standen.

Doch nun war der Tag gekommen an dem sie allem ein Ende bereiten würde. Bis nichts mehr blieb als Schutt und Staub.

»Es ist noch nicht zu spät, Dalowha. Bitte sei vernünftig!«, flehte Bajeho und ging einige Schritte auf seine jüngere Schwester zu. Er blieb nah vor ihr stehen. Das nasse Haar klebte ihm auf der Stirn.

Er sah müde und gequält aus, doch diese Tatsache machte für die Schwarzhaarige keinen Unterschied. Sie war schon lange nicht mehr das kleine, quirlige Mädchen, das sich gut mit ihren Geschwistern verstanden hatte.

Dalowha hob den Blick. Ihre kalten, dunklen Augen, bohrten sich in die ihres Bruders. Die langen Haare verdeckten ihr kindliches Gesicht fast vollständig. Wenn die Blitze die Dunkelheit für einen kleinen Moment erhellten, wurden schwarze Linien auf der Haut des Mädchens sichtbar. Die Machtbesessenheit hatte ihren Tribut gefordert.

»Wir haben den Punkt des Redens schon lange überschritten.« Ihre Stimme klang dunkel, fremd und gefühllos.

Bajeho schloss einen Moment die Augen. Der Regen, welcher in der Umgebung auf den Boden klatschte, hörte sich nun fast an wie Applaus. Eine Anfeuerung, die Bajeho leider nicht zum Sieg führen würde. Sein Versagen war vorbestimmt, doch er mobilisierte die letzten Kraftreserven und stürmte auf seine Schwester zu.

Dalowha wich nicht zurück, sie streckte lediglich die Hand nach vorne aus.

Genau in dem Moment als Bajehos Brust mit den Fingern des Mädchens in Berührung kam, flog er einige Meter zurück und landete dicht neben seinem Bruder am Boden. Sie war zu mächtig. Sein

Aufprall war dumpf. Der nasse Sand, hatte sich in eine breiige Masse verwandelt, die nun drohte, ihn zu verschlucken. Er versuchte sich aufzurappeln, doch seine Kräfte waren verbraucht. Der Kampf dauerte nun schon zu lange. Er hatte zu viel einstecken müssen.

Bajeho blieb am Boden und sah zu seinem Bruder, der flach atmend dort lag und langsam wieder zu Bewusstsein kam, um sein Ende mitzuerleben. Sie warteten beide auf den Gnadenstoß ihrer kleinen Schwester, die sie einst so geliebt hatten. Der Hüne drehte sich auf den Rücken. Die Regentropfen prasselten in sein Gesicht.

»Ihr seid solche Narren! Wie könnt ihr eure Existenz für die Menschheit aufs Spiel setzten?! Sie sind alle schwach, verdorben, neidzerfressen und trügerisch!«, fauchte Dalowha abschätzig, blieb zwischen ihren Brüdern stehen und sah erhaben auf sie hinab.

»Sie sind nicht alle so. Hättest du ihnen eine Chance gegeben, hättest du das vielleicht erkannt.« Eine sanfte Stimme klang melodisch durch den tosenden Sturm.

Dalowha wirbelte herum und fixierte ihre Schwester mit einem hasserfüllten Blick. Kaiato, die jüngste der Geschwister, stand mit ihrem elfengleichen Äußeren unweit von den dreien entfernt. Ihre weißen, langen Haare, klebten durch die Nässe an ihren zarten Wangen. Sie wirkte klein und zerbrechlich, nicht in der Lage, den begonnenen Kampf ihrer Brüder weiterzuführen.

»Dass du dich hier noch blicken lässt! Du feiges Stück! Bist du endlich aus deinem Loch gekrochen, um deinem Ende ins Gesicht zu sehen?!« Dalowhas Gesichtszüge verhärteten sich zu einer wütenden Fratze. Ihr kindlicher Körper spannte sich an, war plötzlich von einem dunklen, nebelartigen Rauch umgeben.

»Du hast recht. Wir haben keine Zukunft mehr. Ich habe es gesehen«, meinte die Weißhaarige ruhig. Ihr Blick glitt mitfühlend über ihre Brüder, die zerschunden am Boden lagen. »Doch die Menschheit hat eine«, fügte sie hinzu und sah ihre Schwester mit festem Ausdruck an. Sie holte eine leuchtende Kugel hervor, legte sie in ihre Handfläche und betrachtete sie.

Es zeigte sich das erste Mal eine Regung auf Dalowhas Gesicht. Es war Verwunderung, Schock, die Angst, zu verlieren.

»Woher hast du die?«, zischte sie angriffslustig.

»Du müsstest am besten wissen, wo ich sie gefunden habe, immerhin hast du sie versteckt«, erwiderte Kaiato ungerührt.

Die Schwarzhaarige hatte dieses Objekt selbst geschaffen. Die Kugel war ein Gegenstand zerstörerischer Macht, den sie in ihrer Paranoia geformt hatte, um ihren Geschwistern etwas entgegensetzen zu können.

»Auch wenn du viele Dinge getan hast, die verabscheuungswürdig sind. Du bleibst meine Schwester und ich liebe dich. Genau wie ich meine Brüder liebe.« Ein trauriges Lächeln zeichnete sich in dem Gesicht der Weißhaarigen ab, während sich einige Tränen aus ihren Augenwinkeln lösten, die direkt mit dem Regen verschmolzen.

»NEIN!«, kreischte Dalowha wutentbrannt und rannte wie eine Furie auf ihre Schwester zu.

Doch es war zu spät. Kaiato hatte die Kugel in Richtung des Himmels gestreckt, schloss die Augen und noch bevor ihre Schwester sie berührt hatte, schlugen vier kräftige Blitze auf die Geschwister nieder und verschluckten sie allesamt.

Lediglich die leuchtende Kugel blieb zurück und wurde bald vom Matsch verschluckt.

Als der Regen erstarb, erinnerte nichts mehr daran, dass an dieser Stelle noch vor kurzer Zeit die Zukunft der Menschheit auf dem Spiel gestanden hatte.

Die Jahrhunderte zogen ins Land. Die Menschen haben nichts zu fürchten außer den zerstörerischen Kräften, die sie selbst geschaffen haben. Der Glaube an Götter und an übernatürliche Dinge spielt im Jahre 2018 schon lange keine Rolle mehr.

Der Ort, der früher der Schauplatz eines Kampfes war, liegt heute im Death Valley Nationalpark in der Mojave-Wüste. Die Menschen sind bis nach Amerika vorgedrungen und erforschen jeden Zentimeter der Erde. Auch die Teile, die besser unentdeckt geblieben wären.

Es war der zwanzigste März 2018, als ein Mann nach einem Unwetter über eine leuchtende Kugel stolperte. Er war fasziniert von ihr und nahm sie mit sich. Und damit begann es ...

Eine schwerwiegende Entscheidung

»Also jetzt, wo wir hier sind, können wir doch auch eigentlich direkt wieder gehen ..., oder?« Das Unbehagen in meiner Stimme war nicht zu überhören.

»Levi ... du bist ein Mann. Jetzt benimm dich auch so und geh da rein! Du tust ja gerade so, als ob ich dich für eine Kastration angemeldet habe!« Mein bester Freund Jake sah mich warnend an.

Ich hatte schon mit ihm im Auto diskutiert, weil ich wirklich Zweifel hatte, ob ich diesen Schritt wagen sollte. Ich hatte Angst davor, zu versagen. Bisher hatte ich mir immer eingeredet, jederzeit aufhören zu können und *mal kurz* eine Therapie zu machen. Doch was passierte, wenn ich abbrach? Dann hatte ich die Sicherheit, dass ich nie mehr von der Nadel wegkam!

»Soll ich mit rein kommen?«

»Nein. Danke fürs Fahren.« Ich nahm meine Tasche und hing sie mir über die Schulter.

»Ich rufe dich morgen an. Und wenn das hier alles vorbei ist, dann hole ich dich ab.«

Ich nickte ein wenig. So weit in die Zukunft konnte ich noch gar nicht sehen. Schon jetzt hatte ich nasse Handflächen, obwohl ich vor einer halben Stunde erst einen Joint durchgezogen hatte. Kurz hob ich die Hand zum Abschied und ging mit bedächtigen Schritten auf die Tür der Entzugsklinik zu.

Das hier sollte also mein Zuhause für die nächsten Tage werden? Ich war skeptisch. Sehr skeptisch ...

Nachdem ich geklingelt hatte, öffnete eine recht junge Frau die Tür und sah mich freudestrahlend an.

»Hi! Mein Name ist Seline Kenneth. Ich bin Auszubildende in der Gesundheits- und Krankenpflege. Sie müssen die Neuaufnahme sein! Kommen Sie doch rein!«, grüßte sie mich und schüttelte mir die Hand.

»Hallo. Levi Pryce ...«, murmelte ich ein wenig überrumpelt. Mit so viel Überschwänglichkeit konnte ich gerade gar nicht umgehen.

Sie hielt mir die Tür auf. Nachdem ich den ersten Schritt rein gemacht hatte, fiel das Holz hinter mir ins Schloss und ich fühlte mich irgendwie eingesperrt – auch wenn es mir jederzeit frei stand zu gehen!

Sie nahm mir meine Tasche ab, wobei ich die eigentlich erst gar nicht hergeben wollte. Da war immerhin fast alles drin, was ich besaß!

»Kommen Sie mit. Bevor Sie zu den anderen Patienten können, muss ich Ihre Sachen filzen.« Da bog die Auszubildende auch schon in einen separaten Raum ab und stellte meine Tasche auf eine Liege, zog sich Handschuhe an und durchwühlte meine Sachen.

»Sie können sich schon mal ausziehen«, meinte sie beiläufig und schenkte mir einen kurzen Blick, während sie gerade eine meiner Hosen kontrollierte.

»Wie jetzt?«, antwortete ich wie aus der Pistole geschossen.

»Na, ich muss doch die Sachen, die Sie am Leib tragen, auch durchsuchen. Die Unterhose können Sie anlassen«, kam es von ihr wie selbstverständlich.

Deutlich unwohl in meiner Haut zog ich meine Jacke und mein Oberteil aus. Auch wenn die Hemmschwelle durch den Konsum um einiges gesunken war, kam es mir äußerst komisch vor, einfach mal vor einer Fremden in Boxershorts zu posieren. Ich zog meine Schuhe aus, öffnete den Gürtel und ließ die Hose auf den Boden gleiten. Mit gemischten Gefühlen streckte ich ihr die Sachen entgegen.

»Socken auch«, meinte sie knapp und fing an, meine Kleidung zu filzen, die ich gerade noch am Körper getragen hatte.

Ich zog also auch meine Socken aus und reichte sie ihr. Es war für mich ein Rätsel, warum das sein musste. Wenn ich mich für einen Entzug entschieden hatte, dann nahm ich doch keine Drogen mit, oder? Doch es schien wohl seine Gründe zu haben, warum es zum üblichen Verfahren gehörte.

Plötzlich ging die Tür auf und eine ältere Frau stand im Zimmer. Musste sich jetzt jeder den neuen Typen in Unterhosen begucken, oder was?!

»Sie können sich jetzt die Hose wieder anziehen«, meinte Seline mit einem Lächeln und streckte mir die Jeans entgegen.

Sofort zog ich mir den Stoff wieder über die Beine und fragte mich, warum ich mein Oberteil nicht wieder anziehen durfte.

Doch da schmiss die ältere Frau auch schon meine Sachen ziemlich unsanft auf den Boden.

»Legen Sie sich hin«, kam es im Befehlston, sodass ich sie ungläubig ansah.

»Wer sind Sie überhaupt?«, entgegnete ich ein wenig erbost. Auch wenn ich ein Patient und nicht auf völliger geistiger Höhe war, konnte sie mich ja wohl normal behandeln. Antipathie konnte ich auch völlig zugehöhnt empfinden.

»Ich bin Schwester Martina! Wir machen jetzt ein EKG und dazu müssen Sie sich hinlegen. Unsere Schülerin kann das leider noch nicht alleine.«

Bei den letzten Worten sah ich zu Seline, die ein wenig kleiner wurde. Vermutlich hatte auch sie den Unterton rausgehört, der den letzten Satz fast wie einen Vorwurf klingen ließ. Na das konnte ja noch heiter werden! Mit skeptischer Miene legte ich mich auf die Krankenliege und wartete auf das, was da kam.

Die beiden Damen standen nun vor mir und sahen auf mich herab. Kein allzu tolles Gefühl.

»Warum machen wir denn jetzt ein EKG? Bin ich krank?!« Soweit ich wusste, hatte ich keinen Herzfehler und ich verstand diesen Aufwand nicht.

»Weil es Standard ist«, entgegnete Martina in rauem Ton.

»Aha. Wenn es im Standard steht, dass Sie die Patienten von der nächsten Brücke schmeißen sollen ... machen Sie es doch aber nicht, oder?« Ein kleiner Witz, der die Spannung auflockern sollte.

Seline musste grinsen, jedoch starrte mich Martina mit einem tödlichen Blick an.

Memo an mich selbst: *Keine Witze über die Standards machen.* Zumindest nicht, wenn die Spaßbremse dabei war.

»Durch Drogenkonsum kann es zu Herzschädigungen kommen. Der Entzug ist für den Körper extrem anstrengend und zusätzlich gibt

es hier noch eine Physiotherapie, an der Sie teilnehmen werden. Um Sie und uns vor Komplikationen abzusichern, wird also vorher ein EKG gemacht.«

»Danke, Seline.« Erneut ein giftiger Blick von Martina, den ich direkt mit einem zuckersüßen Lächeln konterte. Hoffentlich hatte ich mit dem Drachen nicht allzu viel zu tun!

Seline schmunzelte vor sich hin, während Martina ihr mit ein paar Sätzen erklärte, wo man die Elektroden platzierte. Ich hatte es nicht wirklich verstanden, jedoch nickte die Schülerin eifrig.

Martina begann, die Klebedinger auf meinen Brustkorb zu kleben.

Ich sah an Selines Gesichtsausdruck, dass sie genau dasselbe dachte wie ich. Ich hatte zwar keinen Pelz auf der Brust, jedoch wuchsen da schon einige Härchen!

»Soll man die Härchen nicht vorher wegrasieren? Zwecks Leitungsfähigkeit und weil es dem Patienten dann beim Abziehen weniger weh tut?«, fragte sie recht leise.

An Martinas Stirn pochte schon eine Zornader. Sie antwortete nicht und schrieb das EKG.

Ich konnte nicht verhindern, dass ich ein wenig darüber grinsen musste, wie ignorant sich die Älteste im Raum doch anstellte. Kurz darauf wurde ich auch schon wieder von den Geräten getrennt.

»Sie können sich jetzt die Elektroden entfernen, sich anziehen und dann nimmt Sie unsere Schülerin auf.« Und mit den Worten war sie auch schon aus dem Raum verschwunden.

»Wow. Sehr herzliche Persönlichkeit«, murmelte ich tiefend vor Sarkasmus. Ich setzte mich auf und zog mir mit einem Ruck die Klebeelektroden runter, was ganz schön zwiebelte. Da musste man(n) jetzt wohl durch!

Seline schmunzelte ein wenig vor sich hin. Schien wohl schadenfroh zu sein, die Kleine.

»Ziehen Sie sich bitte an. Dann gehen wir in den Nebenraum. Die Sachen können hier bleiben«, wies sie mich an.

Ohne groß zu trödeln zog ich mich wieder komplett an und folgte ihr in das Aufnahmezimmer.

Ein Schreibtisch, ein PC und zwei Stühle. Ich setzte mich auf eine der Sitzgelegenheiten, während Seline vor dem PC Platz nahm. Heutzutage ging ja nichts mehr ohne EDV!

»Okay. Ihre Stammdaten sind ja schon aufgenommen. Wir müssen noch ein paar Dinge klären, die für die Behandlung relevant sind.«

Ich nickte einfach nur zur Bestätigung.

»Was und wie viel haben Sie in der letzten Zeit konsumiert?«

Sofort kratzte ich mich nachdenklich am Kopf. Gute Frage. Da musste ich erst mal überschlagen.

»So circa zwanzig Gramm Cannabis in der Woche. Mindestens ein Schuss Heroin am Tag. Kann nicht genau sagen, wieviel genau das war. Hin und wieder auch Speed oder Meth – aber nicht regelmäßig.« Wenn ich mir das jetzt vor Augen führte, konnte ich wohl wirklich froh darüber sein, dass ich überhaupt noch lebte. Ein wenig bedröppelt sah ich auf den Boden, jedoch war mir der Ernst der Lage noch immer nicht so ganz bewusst. Das THC im Hinterkopf sorgte für eine Sicht durch einen Watteschleier.

»Oh okay ...« Seline notierte fleißig meine Aussagen. »Und wie ist das Verhältnis zu Familie und Freunden? Wissen die von Ihrer Sucht?«

Es dauerte erneut, bis ich antwortete. Ich hatte ja damit gerechnet, dass hier klein säuberlich meine Vergangenheit aufgewirbelt wurde, aber es war wirklich nicht leicht, so offen mit einer fremden Person darüber zu reden. Natürlich war mir Seline da um einiges lieber als die mürrische Martina – dennoch blieb sie eine Fremde.

»Familie habe ich nicht mehr. Meine Eltern sind kurz vor meinen vierzehnten Geburtstag bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Keine Geschwister und keine anderen Verwandten, von denen ich wüsste. Ich habe viele Bekannte aus der Szene, aber die würde ich jetzt nicht unbedingt als Freunde bezeichnen ...« Die Karten jetzt einfach offen auf den Tisch zu legen, tat weh. Ich hatte mich noch nie mit dem Tod meiner Eltern auseinandergesetzt und wollte es eigentlich auch nicht, doch vermutlich würde man hier darauf hinarbeiten.

»Wer hat Sie denn hierher gefahren? Ich habe vorhin einen Mann gesehen, der Sie abgesetzt hat?«

»Ja. Das war Jake. Er ist mein bester und irgendwie auch einziger Freund. Wir kennen uns noch nicht so lange.« Gerade darum war es mir sehr unangenehm gewesen, mich von ihm zum Entzug fahren zu lassen. Irgendwie war der Gedanke albern, weil er mich erst dazu überredet hatte, es zu versuchen. Logik war noch nie so meine Stärke.

»Konsumiert er auch?«, hakte Seline nach.

»Nein. Wir haben uns in einer Bar kennengelernt, als ich knapp mit dem Stoff war. Hätten uns fast geprügelt, weil ich so mies drauf war, aber letztendlich hat er mir ein Bier ausgegeben und wir haben uns gut unterhalten.«

Seline nickte verstehend und machte sich weiterhin Notizen.

»Warum konsumieren Sie?«

Ich seufzte auf. Na, die Fragen wurden ja immer besser! Warum zog sie mich nicht gleich bis auf die Unterhosen aus? Ach ja ... das hatte sie ja schon!

»Ich war schon vor dem Tod meiner Eltern in einem Freundeskreis, wo es üblich war, mal einen durchzuziehen. Dann kam dieser Vorfall und danach wollte ich nur noch vergessen. Ich bin in einem Heim aufgewachsen, was nicht leicht war, und bin nie wieder aus der Schiene rausgekommen. Ich kenne nichts anderes«, murmelte ich vor mich hin. Es war jedoch nur die halbe Wahrheit. Es gab auch noch andere Faktoren, die mich überhaupt in diesen Freundeskreis getrieben hatten, aber das tat hier ja wohl nichts zur Sache, oder?

»Gut. Dann war es das erst einmal mit den Fragen. Ich gebe die Infos ans Team weiter. Sie können jetzt in Ruhe auspacken und sich hier einleben. Wir teilen Ihnen dann später mit, wie viel Methadon Sie am Anfang als Ersatzstoff bekommen. Ich stelle Ihnen eben Ihren Bezugspatienten vor, der führt Sie dann rum.«

Ich war echt heilfroh, dass dieser Seelenstrip nun endlich vorbei war. Eigentlich hatte ich doch nur in einem geschützten Umfeld von den Drogen loskommen wollen und jetzt hatte ich den Salat und wurde scheinbar auch noch therapiert! Natürlich hatte ich Baustellen, aber ich wollte erst einmal klar im Kopf sein, bevor ich die nächsten Schritte anging.

Seline gab mir meine Sachen aus dem Nebenraum zurück und führte mich in einen Raum, der voller Zigarettenqualm war.

Mir brannten sofort die Augen und ich musste einige Male blinzeln, um überhaupt irgendetwas zu erkennen.

Es saßen sieben Leute in einer Sitzecke. Vier Frauen und drei Männer – offensichtlich alle russischer Abstammung.

»Sergej. Würden Sie bitte Ihrem neuen Mitpatienten die Station zeigen und ihm die Hausregeln erklären?«, kam es von Seline, die mit mir bei der Truppe stehen blieb.

Er war nicht begeistert. So viel konnte ich trotz Qualm an seiner Mimik ablesen.

»Da ...«, knurrte Sergej fast.

Seline ignorierte die Tatsache gekonnt, dass er ihr und auch mir gerne am liebsten ins Gesicht gesprungen wäre. Sie verließ einfach den Raum und ließ mich in der Höhle des Löwen allein.

Wie bestellt und nicht abgeholt stand ich mit meinem Rucksack da und wurde von allen ziemlich düster angestarrt.

»Hi. Ich bin Levi.« Ich hob kurz die Hand zum Gruß und wusste nicht so recht, ob ich mich jetzt einfach dazusetzen sollte.

In den ersten Sekunden bekam ich keine Reaktion. Sergej starrte mich einfach, genau wie die anderen, an, erhob jedoch dann das Wort.

Ich verstand jedoch nicht, was er sagte, da er auf Russisch sprach und mich dabei hämisch angrinste.

»Ich spreche leider kein Russisch. Sorry...«, grummelte ich leise. Es war nicht leicht, nun ruhig zu bleiben. Ich hoffte jedoch, dass er einfach versehentlich in seiner Muttersprache gesprochen hatte.

Die Hoffnung starb schnell. Doch dieses Mal hörte ich ganz klar das Wort *Durak* raus.

Sergej sah mich noch immer mit einem spöttischen Blick an, während der Rest der Truppe lachte.

Da ich das Spiel ›Durak‹ kannte, war klar, dass er gerade keine Lobeshymne auf mich hielt.

»Hör mal zu, Kanisterkopf! Ich habe keinen Bock, mich hier von dir verarschen zu lassen, okay?«

Und schon war Sergej wutentbrannt aufgesprungen und stand mit mir Nasenspitze an Nasenspitze.

»Du solltest aufpassen, mit wem du dich hier anlegst, Kindchen!«, fauchte er mit russischem Akzent.

»Mit achtundzwanzig Jahren bin ich kein Kind mehr. Keine Ahnung, ob das in eurem Land anders ist, aber ich bin ein Mann im besten Alter. Kannst dich vermutlich nicht mehr an die Zeit erinnern. Ist bei dir offensichtlich schon länger her.« Nun, weiterzustochern war sicherlich keine gute Idee, jedoch konnte ich bei solchen Provokationen nur selten den Mund halten.

Ich bin mir sicher, dass Sergej gerade zum Schlag ausholen wollte, als mich irgendjemand am Arm aus der russischen Front zog und irgendwas von wegen *Er ist noch voll drauf! Ignoriert ihn einfach!* brabbelte.

Mein *Retter* zerrte mich aus dem Raum und hatte einen hochroten Kopf. Meine Brauen hoben sich direkt fragend. Der Typ war vielleicht ein paar Jahre älter als ich, hatte rote Haare und weiche Gesichtszüge, die es mir schwer machten, jetzt auf ihn böse zu sein.

»Und du bist?«, wollte ich ein wenig missmutig wissen.

»Joshua«, stellte er sich knapp vor und stemmte die Hände in die Hüften. »Und kein Problem, dass ich dir gerade den Arsch gerettet habe«, schob er noch mal völlig ironisch hinterher.

»Ja. Danke ... schätze ich.« Es war eine Tatsache, dass mich dieser Typ gerade vor einer Rauferei und vor dem sicheren Rausschmiss gerettet hatte, doch das wollte sich mein eigener Stolz gerade nicht so recht eingestehen.

»Ich bin Levi«, stellte ich mich dann ebenfalls vor und bemühte mich, nicht mehr ganz so angefahren zu klingen.

»Also du hältst dich am besten von Sergej und den anderen Russen fern. Die haben hier ihr eigenes Ding laufen. Die sind eine Gruppe in der Gruppe. Weißt ja wie das ist ...« Er zuckte mit den Schultern und entspannte seine Haltung wieder. »Komm, ich zeige dir alles. Sergej wird dir nach dem Auftritt sicherlich nur seine Faust näher bringen wollen«, witzelte der Rotschopf und grinste.

Ich sah ihn nüchtern an, jedoch hoben sich meine Mundwinkel ein wenig.

»Hauptsache, ich muss mit dem nicht in einem Zimmer schlafen.«

Das wäre echt das Grauen! Da wusste man echt nicht, ob man am nächsten Tag wieder aufwachte. Zudem war der Aufenthalt hier auch ohne Anfeindungen schon stressig genug für mich!

»Genau genommen sind wir Zimmernachbarn. Also hast du wohl Glück gehabt. Komm mit!«

Schon ein wenig erleichtert, folgte ich dem schlaksigen Mann über den Flur. Wir gingen in den ersten Stock, wo er mir die Räumlichkeiten zeigte. Duschen, Toiletten, ein paar Büroräume und schließlich das Zimmer, welches ich mit ihm teilen sollte.

Es prangten schon die Namensschilder an der Tür, was mir nicht sonderlich gefiel. Das Zimmer war mit zwei Betten, zwei Schränken, zwei Nachttischen, Waschbecken, Schreibtisch und zwei Stühlen ausgestattet. Die Fenster ließen sich nur auf Kipp öffnen – zumindest gingen sie überhaupt auf!

Joshua gab mir Zeit, meine Sachen auszupacken, und zeigte mir schließlich noch den Rest der Station. Gruppenräume, Speisesaal, Dienstzimmer und Garten.

Der Tag klang relativ gelassen aus. Mir wurde Zeit gegeben, mich ein wenig einzuleben.

Am Abend bekam ich die erste Methadondosis. Ich war ein wenig enttäuscht, dass ich davon kein Hochgefühl bekam, jedoch breitete sich wieder das Gefühl von Unbekümmertheit aus.

Als ich auf dem Bett lag, hörte ich innerhalb von ein paar Minuten Joshua schnarchen. Wenn man es genau nahm, war es nicht mal mehr ein Schnarchen. Es war, als ob jemand mit einer Kettensäge hantierte! Doch zumindest in der ersten Nacht sollte mich das nicht kümmern. Ich fühlte mich wieder wie in Watte gepackt und konnte trotz derben Störgeräuschen schnell einschlafen.

Ich träumte in dieser Nacht absolut gar nichts. Ich war mir nicht einmal sicher ob es Schlaf gewesen war oder doch ein halbes Koma.

»MORGEN! AUFSTEHEN!«

Plötzlich saß ich kerzengerade im Bett und starrte zur Tür, sah jedoch nur noch, wie eine Hand den Lichtschalter betätigte und die Tür wieder schloss. Ich rieb mir durchs Gesicht und versuchte mich von dem Schreck zu beruhigen.

»Wenn du dich fragst, was DAS war, ... nennt sich Martina.« Joshua saß ebenso aufrecht im Bett wie ich und warf mir einen vielsagenden Blick zu.

Ich erinnerte mich direkt an die *nette* Persönlichkeit von gestern und war gar nicht mehr so überrascht, dass sie so *liebepoll* weckte. Ich schnaubte erbost auf. Als Morgenmuffel musste ich solche Weckaktionen echt nicht haben.

»Am besten wir beeilen uns. Du willst gar nicht wissen, wie sie drauf ist, wenn sie das zweite Mal weckt.« Der Rothaarige grinste mich schelmisch an.

Darauf konnte ich vermutlich wirklich verzichten und schlug sogleich die Decke um, damit ich mich aus dem Bett pellen konnte.

»Nein. Will ich echt nicht«, stimmte ich Joshua zu und hüpfte unter die Dusche, bevor ich mich anzog und mit ihm zum Frühstück ging.

Wir saßen mit ein paar anderen am Tisch, jedoch schienen die nicht an einem Gespräch interessiert zu sein, weswegen wir Dialoge zu zweit führten. Während wir so sprachen, war es nicht einmal notwendig, hinzusehen. Ich spürte die Blicke von Sergej in meinen Rücken und befürchtete, dass dieser Idiot jederzeit hinter mir stehen könnte. Doch er hielt sich zurück und ich tat mein Bestes, ihn einfach zu ignorieren, was auch gut klappte.

Die Tage vergingen wie im Flug. Ich lerne viele Dinge über die Auswirkungen von Drogen und erkannte meine Frühwarnzeichen.

Je mehr das Methadon runter gesetzt wurde, desto mehr sank meine Laune in den Keller. Mir tat alles weh, ich konnte nicht mehr richtig schlafen und ich schwitzte tierisch, während mir gleichzeitig auch irgendwie kalt war. So mussten die Wechseljahre bei Frauen sein! Ich war mir sicher.

Man konnte mich nicht mehr mit der Kneifzange anpacken, doch der Besuch von Jake am achten Tag ließ die Gefühle der Aggression doch ein wenig abschwellen.

»Ich schaffe das nicht. Kannst du mich nicht einfach wieder mitnehmen? Ich rauche und spritze weniger. Ich verspreche es!«, hörte ich mich selbst in einem jämmerlichen Tonfall sagen, den ich noch nie von mir gehört hatte.

Jake und ich saßen im Aufenthaltsraum. Er strich sich durch seine dunklen Haare und sah mich, mit seinen von Natur aus ernsten Gesichtszügen, an. Es fiel ihm nicht leicht, Worte zu finden. Ich sah es ihm an, jedoch hatte ich gerade keinerlei Verständnis dafür. Ich wollte abbrechen und Zuspruch von ihm haben.

»Das geht nicht. Du hast es doch fast geschafft. Noch fünf Tage dann bist du runter von dem Zeug. Danach fällt es dir bestimmt leichter«, versuchte er, mir Mut zuzusprechen. Ich wollte das jedoch nicht hören. Ich sah ihn äußerst enttäuscht an und stand auf.

»Wo willst du hin?«, fragte er mich und runzelte die Stirn. Er war gerade erst gekommen und hatte sich sicherlich ein längeres Gespräch erhofft. Mir war jedoch nicht mehr nach Quatschen zumute. Ich hatte gerade eine ungeheure Wut im Bauch und fühlte mich von meinem besten Freund im Stich gelassen und das sollte er auch wissen.

»Ich gehe nach oben. Du verstehst das eh nicht! Verpiss dich einfach!«, pflaumte ich ihn an und wendete ihm sogleich den Rücken zu.

»Ich hole dich dann ab wenn du entlassen wirst ...«, rief er mir nach. Ich hörte die Enttäuschung in seiner Stimme und wusste, wie er wohl gerade drein schaute. Doch es war mir in diesem Moment einfach egal.

Ich stürmte an Seline vorbei, die soeben den Aufenthaltsraum betreten hatte. Es war ihr Glück, dass sie ausgewichen war, denn ich hätte sie vermutlich einfach umgerannt. Mit fast stampfenden Schritten verschwand ich in meinem Zimmer und knallte die Tür hinter mir zu.

Joshua saß am Schreibtisch und warf mir einen kurzen Blick zu. Er hatte dieses Tief in der Mitte des Entzugs wohl auch schon durchgemacht und sagte kein Wort – durchaus richtige Entscheidung.

Ich legte mich aufs Bett und kämpfte noch eine Weile mit meinen Symptomen und fühlte mich von der ganzen Welt betrogen. Während meine Gedanken kreisten, schlief ich ein und als ich nach zwei Stunden Schlaf wieder aufwachte, war die ganze Wut verpufft.

Mit dem verfliegenen Zorn kam jedoch auch gleich das schlechte Gewissen auf. Jake war extra quer durch die Stadt gefahren, um mich zu besuchen, und ich dankte es ihm mit so einem Auftritt.

Am Abend bat ich Seline um einen Anruf. Ich wollte mich bei meinem besten Freund entschuldigen und konnte nicht mehr bis zu meiner Entlassung warten. Es waren noch mindestens fünf Tage, bis ich auf null war, und dann brauchte es noch ein paar Tage zur Stabilisierung. Bis dahin hätte mich das schlechte Gewissen sicherlich in den Wahnsinn getrieben.

Der Weg führte mich also ins Dienstzimmer, wo Seline mit einem Kollegen saß, den ich nur vom Sehen kannte. Ich bat sie um ein Gespräch unter vier Augen, auch wenn ich wusste, dass sie alle Informationen ohnehin ans Team weitergeben würde.

»Sie haben ja heute sicherlich mitbekommen, dass ich mich ... na ja ... irgendwie mit meinem Besuch gezankt habe. Ich würde gerne dort anrufen und mich bei ihm entschuldigen.«

Mein Handy durfte ich ja blöderweise nicht in den Entzug mitbringen, jedoch hatte ich mir clevererweise wichtige Nummern aufgeschrieben.

»Ja. Habe ich dezent mitbekommen. Ich habe Mister Avery erklärt, dass dieses Verhalten ganz normal im Entzug ist. Damit sollten Sie sich auch abfinden. Sie sind noch hier ... das ist die Hauptsache, oder?« Sie lächelte mich an und ich nickte ein wenig. Sie reichte mir das Diensttelefon.

»Ich möchte das Telefon in fünf Minuten wieder haben. Also fassen Sie sich kurz«, wies sie an und blieb in meiner Nähe, um das Gespräch verfolgen zu können – immerhin hätte ich mir ja auch Stoff bestellen können!

Ich hatte jedoch wirklich nichts Böses im Sinn und legte einen Entschuldigungsmarathon hin, der jede Schnulze übertraf.

Er sagte zwar, dass er es verstehen konnte und nicht sauer war, jedoch klang er am Telefon ziemlich niedergeschlagen.

Ich versprach ihm am Ende, den Entzug durchzuziehen und ihm Bescheid zu sagen, wenn er mich abholen sollte.

Böses Erwachen

Es war mein zweiter Tag auf null. Irgendetwas stimmte nicht mit mir, doch ich wusste einfach nicht, was es war. Mit Schweißperlen auf der Stirn saß ich in einer Infogruppe zum Thema ›Prävention‹. Meine Augen hingen an den Lippen der Therapeutin, die sich alle Mühe gab, uns den Inhalt verständlich zu erklären. Ich verstand jedoch kein einziges Wort, weil es so dermaßen viele Störgeräusche gab. Gebrabbel und Gemurmel, welches mich einfach daran hinderte, das bisschen Konzentration aufzubringen, das ich noch hatte.

»Jetzt haltet doch mal die Klappe!«, fauchte ich schließlich in die Runde und wurde plötzlich von allen angestarrt. Ich hatte keinen direkt angesprochen, immerhin waren hier bei dem Stimmengewirr wohl alle am Quatschen gewesen.

Doch nun unterbrach die Therapeutin ihr Programm und sah mich erzürnt an.

»Wenn Sie kein Interesse an der Gruppe haben, dann gehen Sie bitte. Solche Störungen sollten Sie sich in Zukunft verkneifen!«, tadelte sie mich.

Ich sah sie ungläubig an. War das jetzt ihr Ernst?

»Was?! Alle anderen haben doch ... Woah!« Ich stand angepisst auf und verließ den Gruppenraum. Ich war ohnehin in ein paar Tagen hier raus. Die Entgiftung hatte ich durchgezogen und der Rest war mir recht egal.

Die Zeit, die ich eigentlich in der Gruppe verbringen sollte, genoss ich schließlich im Garten. Ich war allein. Es war Ruhe. Ich atmete die frische Frühlingsluft ein. Einige Blumen blühten und seit Jahren nahm ich das erste Mal ihren Duft wieder wahr. Es war angenehm warm, sodass man durchaus im T-Shirt rumlaufen konnte. Nun, da Hitzewallungen und Schüttelfrost nicht innerhalb von Minuten

wechselten, musste ich mich zumindest nicht mehr andauernd umziehen.

Erneut ging das Gemurmel los.

Ich seufzte auf. Das war es dann wohl mit der Stille, die Gruppe schien früher vorbei zu sein.

Als ich mich zum Flur wendete, wo ich den Anblick meiner Mitpatienten erwartete, war jedoch niemand zu sehen. Es war niemand in der Nähe, der dieses Gemurmel verursachen konnte. Es verstummte jedoch so schnell wieder, wie es gekommen war. Vielleicht war es eine Art Tinnitus?

Kaum eine Stunde später fand ich mich in einem Gespräch mit dem Stationsarzt wieder. Ich saß ihm gegenüber und wurde während des Gesprächs immer unruhiger. Er sagte nichts und sah mich einfach nur an.

»Wenn es um die Aktion in der Infogruppe geht ... Das war nicht meine Schuld. Der Rest sollte nur ruhig sein.« Es war für mich unverständlich, wie mich die Therapeutin nun in so eine Lage bringen konnte!

»Wer sollte ruhig sein?«, fragte er nach und hob die Augenbrauen.

»Die Mitpatienten natürlich! Die haben die ganze Zeit gequatscht, während ich versucht habe, zuzuhören!« Was war das denn für eine seltendämliche Frage?!

Der Arzt machte ein verräterisches *Hmmmm* und schrieb sich etwas auf.

»Ihre Therapeutin hat mir gesagt, Sie seien der Einzige gewesen, der die Gruppe gestört hat. Es hat niemand anderes geredet, bis Sie sich beschwert haben.«

Ich sah ihn entsetzt an. Wollte der mich jetzt verarschen? Ich schüttelte langsam den Kopf und wusste nicht, wie ich nun darauf reagieren sollte.

Doch er nahm mir diese Entscheidung ab und sprach weiter.

»Es fällt Ihnen jetzt sicherlich nicht leicht, es zu glauben, aber ich vermute, Sie haben eine Psychose.«

Das schlug bei mir ein wie eine Bombe.

»Drogen können psychotische Symptome unterdrücken oder abdämpfen. Dadurch, dass Sie schon über Jahre konsumieren, haben Sie keine Anzeichen bemerkt. Doch jetzt, wo die Wirkung der Substanzen nicht mehr vorhanden ist, kann sich die Psychose voll entfalten. Haben Sie während des Entzugs schon Veränderungen bemerkt?«

Ich schluckte den Kloß runter, der mir im Hals saß. Natürlich hatte ich Veränderungen bemerkt und es ließ sich nicht alles auf den Entzug schieben. Ich fühlte mich oft verfolgt, hatte diese Flüstergeräusche im Ohr und hatte auch schon die eine oder andere Person gesehen, die eigentlich schon lange tot sein müsste. Ich nickte nur ein wenig und sah frustriert auf den Boden. Vom Regen in die Traufe ...

»Und jetzt?«, murmelte ich und hatte wirklich keinen Schimmer, wie das hier für mich weitergehen sollte.

»Unsere Station hat leider keine Kapazitäten, um solche Krankheitsbilder hier zu behandeln. Wie es der Zufall jedoch so will, hat mich heute eine Partnerklinik angerufen und mir mitgeteilt, dass sie wieder Plätze frei haben. Ich werde direkt mit der zuständigen Dame sprechen und einen Termin für Sie vereinbaren.« Er lächelte mich aufbauend an und hatte das Telefon schon in der Hand.

Das war natürlich ein nettes Angebot, jedoch konnte ich mich nach so einer Schreckensbotschaft nicht wirklich darüber freuen. Das Gespräch war kurz, doch ich hing zu sehr meinen Gedanken nach, um aufmerksam zu bleiben. Erst als der Arzt auflegte, sah ich wieder zu ihm.

»Sie haben wirklich Glück! Miss Steel hat morgen einen Termin frei und wird sich Ihnen vorstellen. Wenn Sie dann Interesse an einem Platz haben, mache ich Ihnen die Entlassungspapiere sofort fertig, damit Sie die Therapie dort beginnen können.«

Er erzählte mir noch einige Dinge über die Partnerklinik. Es interessierte mich jedoch erst einmal wenig. Ich nickte also einfach nur alles ab und verließ schließlich das Arztzimmer.

Unter Schock rief ich Jake an, um ihm zu sagen, dass er mich wohl erst einmal nicht abholen brauchte und erzählte ihm von den schlechten Nachrichten, von Miss Steel und der Partnerklinik.

Er sprach mir erneut Mut zu und ich musste ihm versprechen, mich zu melden, sobald ich in der anderen Klinik war und man rausgefunden hatte, was in meinem Kopf falsch lief.

Ich hoffte einfach auf eine Pille dagegen.

Den restlichen Tag über konnte ich an nichts anderes mehr denken. Ich ging nicht zu den Therapien und wich allen Gesprächen aus. Irgendwann zog ich mich in mein Zimmer zurück und saß wie erstarrt auf meinem Bett. Mir entging Joshuas Anwesenheit völlig.

Er versuchte sogar, ein Gespräch mit mir auszubauen, worauf ich nicht reagierte. Erst als er mich am Arm antippte, nahm ich seine Anwesenheit wahr. Doch als er mich berührte, spannte sich plötzlich mein ganzer Körper an. Die Umgebung wurde unscharf und anstatt nun in das Gesicht von Joshua zu sehen, schossen Bilder an mir vorbei.

Irgendetwas roch verbrannt. Angst stieg in mir auf, doch sie galt nicht meinem eigenen Leben. Es waren andere Personen, um die ich mich sorgte. Ich sprang aus dem Bett, konnte kaum gerade laufen und öffnete die Schlafzimmertür. Mir schlugen eine Rauchschwade und eine Hitzewelle entgegen. Alles stand schon in Flammen! Ich hustete, der Qualm biss in meinen Lungen, doch ich durfte mich davon nicht unterkriegen lassen! Ich hörte Schreie und schwankte in die Richtung, aus der sie kamen ... – es war alles verschwommen. Eine Frau und ein rothaariges Kind waren in einem Zimmer von den Flammen eingeschlossen. Ich wollte zu ihnen, doch ein brennender Balken versperrte mir den Weg. Ich brüllte ihre Namen, doch ich konnte nichts tun, war zum Zusehen verdammt, während die Menschen, die mir am meisten bedeuteten, ihr Leben verloren. Mir liefen Tränen über die Wangen. Ich wollte einfach mit ihnen sterben, doch irgendetwas zog an meinem Arm. Es war ein Feuerwehrmann der mich schließlich durchschüttelte. Das Bild der Katastrophe löste sich langsam auf ...

»Levi! Levi! Hörst du mich?!«

Ich blinzelte ein paar Mal und sah in das Gesicht von Joshua, der mich mit sehr viel Sorge im Blick anstarrte und an mir rüttelte.

Mit dem Handrücken wischte ich mir die Tränen von den Wangen und atmete tief ein. Was war das denn? Meine Augen suchten das Zimmer ab, blieben schließlich an der Uhr hängen. Es war gerade einmal eine Minute vergangen, also war ich wohl nicht eingeschlafen.

»Ist alles okay? Du saßest auf einmal ganz steif da und hast die Augen so komisch verdreht! Ich dachte schon, du hattest einen epileptischen Anfall!« Joshua bekam sich gar nicht mehr ein und fächerte mir nun Luft zu.

Es dauerte einen Moment, bis ich die Bilder verstand, die ich gerade gesehen und miterlebt hatte.

»Das mit deiner Familie tut mir echt leid ...«, hauchte ich.

Der Rothaarige sah mich erschrocken an.

»Woher weißt du das?«

Ich zuckte mit den Schultern, wusste nicht, wie ich das erklären sollte.

Joshua sah mich noch eine Weile an und legte sich kommentarlos auf sein Bett.

Mein Puls fuhr sich langsam runter und auch ich entschied mich dafür, ein wenig zu ruhen. Ich war plötzlich ziemlich k.o. und legte die Beine ebenfalls hoch.

Es vergingen einige Minuten, bis Joshua seine Worte wiederfand.

»Ich war an dem Abend betrunken. Habs zu spät gemerkt. Ich hätte sie sonst retten können«, meinte er heiser und starrte unter die Decke.

Ich sagte darauf nichts.

Er erzählte einfach weiter. Dieser Tag war der Grund, warum er mit den Drogen angefangen hatte. Er ertrug die Schuld nicht mehr, war jedoch zu feige gewesen, sich das Leben zu nehmen. Er erzählte mir von seiner Frau und seiner Tochter.

Ich hörte zu, nickte hin und wieder ein wenig, blieb jedoch still.

»Ich werde morgen entlassen. Und ich denke, dass ich dieses Mal stark genug bin, um sauber zu bleiben ...« Damit endeten seine Erzählungen.

»Ist doch super. Ich wünsche dir alles Gute.« Vermutlich gingen viele nach dem Entzug mit diesem Vorsatz heraus und kamen im Endeffekt doch wieder. Ich wollte ihm das jedoch nicht kaputt

machen. Das seltsame Gespräch fand damit ein Ende. Ich war froh, dass Joshua nicht noch einmal nachgehakt hatte, woher ich die Informationen hatte. Vielleicht hatte ich die Geschehnisse mal irgendwo aufgeschnappt und durch meine neue Superpsychose hatte sich ein Katastrophenfilm daraus gebildet.

Mittlerweile war es dunkel draußen. An dem Geschnarche neben mir erkannte ich, dass Joshua nun wohl eingeschlafen sein musste.

Ich fand in dieser Nacht jedoch keine Ruhe. Ich drehte mich von einer Seite auf die andere. Meine Gedanken hingen immer wieder an dieser komischen *Vision*, die ich gehabt hatte. Ich steigerte mich immer mehr in die Sache hinein, sodass ich im Endeffekt einen Schweißausbruch bekam und klatschnass geschwitzt im Bett lag. Ich schlich mich also leise aus dem Zimmer, um zu duschen. Vermutlich konnte ich eh nicht mehr schlafen.

Die warme Dusche sorgte schließlich doch für ein wenig Müdigkeit. Ich nahm mir vor, keinen Gedanken mehr daran zu verschwenden, was momentan mit mir passierte. Ich konnte auch zu normalen Zeiten darüber grübeln. Die Antwort würde ich ohnehin nicht in dieser Nacht finden. Ich stieg aus der Dusche und trocknete mich ab. Schnell zog ich Boxershorts und ein ACDC-Shirt über und ging wieder in mein Zimmer.

Leise öffnete ich die Tür und setzte einen Fuß in den dunklen Raum. Ich versuchte, mich äußerst lautlos zu bewegen, um Joshua nicht zu wecken, also tastete ich mich blind voran, nachdem ich die Tür hinter mir geschlossen hatte. Mit vorsichtigen Schritten näherte ich mich meinem Bett und plötzlich hörte ich ein leises *Patsch*.

Ich war irgendwo reingetreten und da ich barfuß war, hoffte ich darauf, nur in Wasser getreten zu sein. Doch es fühlte sich irgendwie warm an. Oh nein! Hatte Joshua sich eingepinkelt?!

Ich tastete nach dem Lichtschalter meiner Nachttischlampe und knipste sie an. Das Zimmer wurde in ein mildes Licht getaucht, doch es reichte, um zu sehen, wo ich reingetreten war.

Es war eine Blutlache!

Es dauerte einen Moment, bis ich das verstanden hatte, doch schließlich erreichte diese Botschaft auch mein Gehirn. Da das Blut

definitiv nicht von mir war, konnte es folglich nur von Joshua sein. Es verging ein Augenblick, bis ich es wagte, mich umzudrehen. Ich versuchte, ruhig zu atmen, hatte plötzlich das Gefühl, Eisen auf der Zunge zu schmecken.

Es war so viel Blut auf dem Boden! Es tropfte vom Bettgestell auf den Boden, doch Joshua konnte ich nur unter der Bettdecke erahnen. Der Stoff bedeckte seinen kompletten Körper, inklusive Kopf.

Mit zitternden Fingern und weichen Knien setzte ich einen Fuß vor den anderen und musste dabei aufpassen, nicht auszurutschen. Ich hoffte inständig, dass sich der Rotschopf nur einen dämlichen Scherz erlaubte, immerhin war es seine letzte Nacht hier.

Mit den Fingerspitzen zog ich vorsichtig die Decke ein wenig Richtung Fußende und legte die weit aufgerissenen Augen meines Zimmernachbarn frei. Kurz darauf wurde ein tiefer Schnitt an der Kehle des Mannes sichtbar. Das Blut lief aus der klaffenden Wunde in einem Rinnsal über das Bettlaken und tropfte vom Bettgestell auf den Boden.

Unbewusst wich ich sofort ein paar Schritte zurück, um Distanz zu schaffen, konnte jedoch meine Augen nicht von diesem Anblick wenden.

Hinter mir klapperte meine Schranktür, jedoch reagierte ich da eher weniger drauf. Ich stand so unter Schock, dass ich einfach weiter rückwärts lief und hoffte, irgendwo Halt zu finden, damit ich nicht umkippte. Doch anstatt gegen Schrank oder Wand zu stoßen, war mein Rücken gegen etwas anderes geknallt.

Es war warm und ... es bewegte sich!

Erst da kam mir in den Sinn, dass irgendjemand wohl Joshuas Kehle aufgeschnitten haben musste!

Ich wollte sofort die Flucht nach vorne antreten und hatte schon die Tür als Ziel fixiert. Bevor ich einen Schritt gemacht hatte oder nur einen Piep sagen konnte, presste sich eine behandschuhte Hand auf meinen Mund und ein Arm schnellte von hinten um meinen Brustkorb. Ich zerrte wie wild an der Hand, die auf meinen Lippen lag und mich daran hinderte, nach Hilfe zu brüllen. Sie bewegte sich jedoch keinen Millimeter. Der Klammergriff um meinen Brustkorb

wurde immer stärker. Ich hatte das Gefühl, jederzeit eine Rippe knacken zu hören können. Der Druck machte mir das Atmen schwer.

Ich zappelte und wehrte mich mit aller Kraft, doch ich wurde einfach ein Stück angehoben und wie ein Pappaufsteller, der nur ein paar Gramm wog, Richtung Tür getragen. Zu meinem Glück rutschte der Angreifer jedoch auf der Blutlache aus und ließ mich für einen Augenblick los. Sofort hatte ich meine volle Aufmerksamkeit auf die Notfallschelle gerichtet, die über dem Schreibtisch angebracht war. Mit einem Satz sprang ich darauf zu und streckte die Hand aus, um sie zu betätigen. Im halben Schwung wurde meine Hand jedoch abgebremst. Wie ein Schraubstock legten sich die mit Lederhandschuhen bedeckten Finger um mein Handgelenk und hielten mich davon ab, die Klingel zu betätigen.

Mit der linken Hand bekam ich eine Schere zu greifen, die auf dem Schreibtisch lag und schlug damit recht unkoordiniert in Richtung meines Angreifers. Er schnellte mit dem Kopf zurück, die Schere streifte jedoch die Hautpartie am linken Jochbein und hinterließ dort einen Cut.

Er ließ mich los, fasste sich ein wenig verblüfft an die blutende Stelle.

Nun erkannte ich zum ersten Mal sein Gesicht.

Der Mann war wie ich so circa eins achtzig Meter, offensichtlich durchtrainiert, hatte schwarze, kurze Haare, einen Stoppelbart und vielleicht fünfunddreißig Jahre auf dem Buckel. Er war von oben bis unten schwarz gekleidet und hatte ein Holster mit Waffe am Gürtel. Seine sturmgrauen Augen bohrten sich mit einem tödlichen Blick in meine. Die Verblüfftheit war in Wut umgeschlagen. Seine kühlen Gesichtszüge formten sich langsam zu einer zornigen Maske.

Ich drängte mich an ihm vorbei, konnte der Hand ausweichen, die nach mir griff und hatte die Tür schon fast erreicht. Ich holte Luft, um nun endlich zum Hilfeschrei anzusetzen, doch er blieb mir im Halse stecken, als der Mann mich von den Beinen riss. Ich landete mit dem Kreuz unsanft auf dem Boden. Er setzte sich mit seinem kompletten Körpergewicht auf mich drauf, doch ich ließ mich davon nicht beirren und brüllte laut um Hilfe. Irgendjemand musste mich doch hören!

Kaum waren die ersten Buchstaben aus meinem Hals gedrungen, traf mich ein heftiger Schlag ins Gesicht. Mein Kopf flog zurück und knallte auf den Fliesenboden. Ich verstummte sofort und sah geschockt zu dem Mann hoch, der mich finster von oben herab anstarrte. Ich war mir sicher, dass nun mein letztes Stündlein geschlagen hatte. Vielleicht war das irgendein Ex-Patient, der durchgedreht war. Ich konnte mir darauf keinen Reim machen, warum das alles passierte. Es war für mich jedoch klar, dass dieser Typ Joshua kaltblütig ermordet hatte und ich nun wohl als sein nächstes Opfer enden würde. Doch mit Gegenwehr musste er rechnen!

»Geh von mir runter, du blöder Sack!«, fauchte ich ihn an und versuchte, ihn von mir runterzuschieben.

Er bewegte sich kein Stück und verdrehte die Augen. Ohne zu zögern packte er mich an den Haaren, zog meinen Kopf ein Stück nach oben und hämmerte ihn dann wieder zurück auf den Boden.

Kurz war mir schwarz von den Augen, doch nachdem ich ein paar Mal geblinzelt hatte, drehte sich der Raum um mich herum. Instinktiv fasste ich an meinen Hinterkopf und spürte, dass ich dort blutete. Benommen hob ich die Hände vor mein Gesicht, um so den nächsten Schlag abzufangen. Anstatt eine Faust ins Gesicht zu bekommen, hörte ich ein Geräusch, das ich nun gar nicht einordnen konnte. Ich schielte zwischen meinen Fingern hindurch und sah eine Klebebandrolle.

Na klasse! Jetzt wollte der mich nicht einfach nur umbringen, sondern mich auch noch kidnappen und dann umbringen, oder was?! Erneut schlug ich nach ihm, landete dabei jedoch keinen Treffer.

Er hielt meine Arme fest und wickelte einige Bahnen Klebeband um meine Handgelenke. Ich bekam sie keinen Zentimeter mehr auseinander!

»Ey! Was machst du da?! Du verdammter Psycho!«, brüllte ich und verfluchte es gerade, überhaupt hier hergekommen zu sein. Ich verfluchte Jake, der mich überredet hatte, die Therapeuten, die Pfleger, die Ärzte, sogar die verdammte Putzfrau!

Bevor ich noch weiter Schimpftriaten starten konnte, klebte er mir einen Streifen Klebeband auf den Mund, sodass aus einer Masse von Flüchen und Beleidigungen nur ein undeutliches Brummen wurde.

Endlich ging er von mir runter, zog mich grob am Oberarm auf die Beine und schubste mich gegen die Wand.

Ich starrte ihn wütend an, immerhin war das gerade die einzige Gegenwehr die mir blieb.

Er kam erneut auf mich zu und drückte seinen Unterarm gegen meinen Hals.

Ich bekam kaum noch Luft und stellte mich auf Zehenspitzen, in der Hoffnung, besser atmen zu können.

Er beugte sich zu mir vor. Unsere Nasenspitzen berührten sich fast und sein wutentbrannter, kalter Blick machte meinen Einschüchterungsversuch zu einer Lachnummer.

»Wenn du noch ein einziges Mal versuchst, abzuhaue, oder in irgendeiner Weise Aufmerksamkeit erregst, dann breche ich dir alle Knochen, bringe jeden in diesem Gebäude um und mache alle kalt, mit denen du je auch nur im entferntesten Kontakt hattest!« Seine Stimme war so rau und kühl, dass mir ein Schauer über den Rücken lief. Es klang nicht wie eine leere Drohung.

»Hast du mich verstanden?!«, zischte er und erhöhte den Druck auf meinen Hals noch ein wenig.

Ich spürte schon, wie meine Beine weich wurden und ich der Ohnmacht näher kam. Ich nickte, zumindest so weit, wie sein Griff es zuließ.

Er nahm den Arm von meinem Hals.

Gierig sog ich die Luft durch die Nase ein und merkte, wie das Leben langsam wieder in meine Glieder zurück kam.

Er packte mich direkt wieder und warf mich wie einen nassen Sack über seine Schulter.

Das Pochen an meinem Hinterkopf wurde immer stärker. Es war ablenkend, weswegen ich mir eher weniger Sorgen darüber machen konnte, warum mich der Kerl einfach wie einen Flummi durch die Gegend werfen konnte. Er hatte meine Beine gepackt und ich hing kopfüber von seiner Schulter herunter, als er mit mir das Zimmer verließ und durch den Flur lief.

Es war alles ruhig. Ich fragte mich, wie die anderen Patienten das überhören konnten und wo, verdammt noch mal, die Nachtwache war!

Ich war jedoch nicht in der Lage, mich großartig umzusehen. Ich kämpfte mit der Übelkeit, da sich die Welt immer schneller drehte und diese Position nicht unbedingt wohltuend war. Es tropfte Blut auf den Boden und hinterließ eine Spur auf dem Flur und auf der Treppe. Mein Blut, das sich den Weg vom Hinterkopf über meine Stirn auf den Boden gebahnt hatte.

Es schien Licht aus dem Dienstzimmer. Mühevoll hob ich den Kopf, um zu sehen, ob dort jemand war. Tatsächlich saß dort jemand auf einem der Schreibtischstühle, doch selbst aus dieser Distanz konnte ich erkennen, dass die Person nicht mehr lebte. Sie saß in einer unnatürlich schlaffen Haltung dort. Ich ließ den Kopf wieder sinken und kniff kurz die Augen zu. Das konnte doch alles nur ein Albtraum sein.

Der Mann verließ die Station und steuerte einen schwarzen Mercedes an, der auf der Grünfläche vor der Klinik geparkt war. Er ließ einfach meine Beine los, als wir neben dem Auto standen.

Die Schwerkraft tat ihr übriges. Ich fiel mit dem Kopf voran auf den Boden, lag schließlich auf dem Rücken und warf einen Blick in den friedlichen Nachthimmel, der sich ebenfalls drehte. Mir war so übel, dass ich mich auf der Stelle übergeben hätte, wenn ich in den letzten Stunden was gegessen hätte.

Mir blieb keine Zeit zur Erholung. Der schwarz gekleidete Mann, zog mich am Kragen meines T-Shirts auf die Beine und stieß mich rückwärts zum Auto hin. Ich saß direkt mit dem Hinterteil im Kofferraum, weil ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Mit einer Bewegung hob er meine Füße an, sodass ich vollends im Kofferraum lag, und knallte die Klappe zu.

Die Dunkelheit machte das Drehgefühl noch stärker. Mittlerweile hatte ich doch das Gefühl, dass ich mich trotz leeren Magens übergeben würde. Vorsorglich knibbelte ich das Klebeband vom Mund und atmete tief ein und aus. Was hatte dieser Psychopath nur mit mir vor?

Warum fuhr er nicht los? Er war nicht einmal eingestiegen. Ich hatte zumindest keine Wagentür knallen hören. Mit den Fingerspitzen tastete ich im Kofferraum herum und hoffte, irgendetwas zu finden,

was mir in dieser misslichen Lage geholfen hätte. Ich hatte ja nicht einmal Hosentaschen, die ich durchsuchen konnte! Erschöpfung und Müdigkeit, die von der Kopfverletzung ausgingen, holten mich immer wieder ein. Doch ich durfte jetzt nicht einfach einschlafen!

Mein ganzer Körper zuckte zusammen, als eine Scheibe zerbrach und das komplette Auto wackelte. Draußen wurde gebrüllt und scheinbar auch gekämpft. Immer wieder erschütterten dumpfe Aufschläge den Wagen.

Nach ein paar Minuten war es ruhig. Ich hörte absolut nichts mehr von draußen. Mein Herz raste wie bekloppt und ich stand von der Atemfrequenz her kurz vorm Hyperventilieren.

Mit einem Quietschen öffnete sich der Deckel des Kofferraums. Es strömten Licht und die kühle Nachtluft hinein. Doch anstatt des Mannes der mich angegriffen hatte, stand dort eine hübsche Frau, die mit neutralem Blick auf mich herab sah. Sie hatte lange hellblonde Haare, die gelockt waren, und trug eine Lederjacke. Sie zückte ein Messer und nun befürchtete ich direkt, dass die Dame die Alte von Clyde war.

Ein Psychopathenduo. Na toll! Ich hielt die Hände vor mein Gesicht und hoffte einfach, dass es schnell ging und nicht ganz so weh tat.

Sie griff an meinen Arm und zog meine Handgelenke näher an sich ran. Mit einem gezielten Schnitt durchtrennte sie das Klebeband und schaffte mir damit wieder ein wenig mehr Bewegungsfreiheit.

»Der Mann, der dich überfallen hat, ist weg. Wir haben ihn verjagt«, sagte sie in sanften Ton und half mir aus dem Kofferraum raus. Kaum stand ich wieder vor dem Fahrzeug, entdeckte ich zwei weitere Personen, die vor einem silbernen Geländewagen standen. Einen muskulösen Mann mit kurzgeschorenen Haaren und eine dunkelblonde Frau.

»Das ist gut ... schätze ich«, murmelte ich als verspätete Antwort. Die drei hatten also meinen Angreifer verjagt, aber wer waren die und was zum Teufel machten die mitten in der Nacht hier? Die sahen nicht aus wie Polizisten oder jemand vom Sicherheitsdienst.

»Ich gehe jetzt wieder rein. Muss sicherlich einige Fragen beantworten, auf die ich eigentlich keine Antwort habe ...« Ich stand

unter Schock. Irgendwie hatte ich noch nicht so ganz realisiert, dass Menschen gestorben waren und ich vermutlich ebenfalls meinen Tod gefunden hätte, wenn die drei nicht eingegriffen hätten. Ich wollte, so schnell es ging, wieder zurück ins Gebäude und die Polizei rufen, doch meine Beine gaben nach.

Die junge Frau mit den Locken fing mich auf und stützte mich. Sie legte meinen Arm um ihren Nacken und hielt mich mit einer unheimlichen Kraft fest.

»Das geht nicht. Du musst mit uns kommen«, sagte schließlich der Mann und verschränkte die Arme vor der Brust. Na wunderbar. Die vermeintlichen Retter hatten wohl auch einen Lattenschuss!

»Dir passiert nichts. Wir erklären dir alles, wenn wir im Auto sitzen. Versprochen!« Die Frau, die mich festhielt, zog mich auch schon zu dem Geländewagen.

»Ich will aber nicht!«, kam es ein wenig energischer von mir. Ich stolperte jedoch gezwungenermaßen mit.

»Du hast keine Wahl«, mischte sich der Mann wieder ein und öffnete die Tür zur hinteren Sitzbank, bevor er sich auf den Fahrersitz begab. Die Dunkelblonde mit den glatten Haaren nahm auf dem Beifahrersitz Platz und das Blondchen, das mich durch die Gegend zerrte, hob mich fast auf den Rücksitz, um sich kurz darauf neben mich zu setzen und die Tür zu schließen.

Mittlerweile zitterte mein ganzer Körper vor Erschöpfung. Mit halboffenen Augen sah ich von einem zum anderen. Wir fuhren los, doch ich kannte das Ziel nicht! Als ich den Blick senkte, sah ich dass meine Hände voller Blut waren. Es war wohl zum Teil von mir und zum Teil von Joshua. Wie in Trance rieb ich die Hände aneinander und versuchte, sie so sauber zu bekommen. Ich bekam erneut Panik und schubbelte immer stärker über die Haut, doch das Blut ging einfach nicht ab!

Der Wagen fuhr um eine scharfe Kurve. Mein Gleichgewichtssinn hatte seine Funktion völlig verloren. Ich kippte einfach zur Seite und lehnte schließlich an der Frau, die neben mir saß. Meine Hände hingen nun ebenfalls schlaff auf meinem Schoß und egal wie sehr ich mich anstrengte, ich schaffte es nicht mehr, mich gerade hinzusetzen. Ich

hatte das Gefühl, dass ich sterben musste. Tränen der Verzweiflung bildeten sich und fanden den Weg über meine Wangen.

»Ich will noch nicht sterben ... ich habe noch gar nicht richtig gelebt«, hauchte ich kaum hörbar.

Die Frau mit der Lederjacke hatte mich jedoch verstanden. Sie legte einen Arm um meine Schultern und hielt mich fest.

»Du stirbst nicht, Levi. Nicht heute Nacht. Versprochen ...«

Das waren die letzten Worte, die ich hörte, bevor mir die Augen völlig zufielen und ich in eine tiefe Bewusstlosigkeit sank.

Ausgesprochene Wahrheiten

Die Dunkelheit verblasste immer mehr. Das Leben kam in meine Glieder zurück und ich spürte, wie ich langsam wieder den Weg zurück in mein Bewusstsein fand. Meine Lider waren noch immer schwer, sodass ich es zunächst nicht schaffte, sie zu öffnen. Meine Ohren zuckten leicht. Da waren Geräusche. Irgendjemand sprach. Ich konzentrierte mich und aus dem unverständlichen Gebrabbel wurden langsam Worte, die ich verstand.

»Seid ihr sicher, dass der noch lebt?«

Die Stimme hatte ich noch nie gehört. Sie gehörte einem Mann, jedoch war sie nicht sonderlich tief. Es war eher ein junger Mann im Stimmbruch.

»Wer von uns hat eine medizinische Ausbildung?! Du kannst mir ruhig glauben, Mace!« Die Stimme der Frau kannte ich hingegen. Es war hundertprozentig die hellblonde Frau mit den Locken!

Da kam mir wieder in den Sinn, in was für einer misslichen Lage ich mich gerade befand!

»Na ... ich weiß nicht. Der ist ja schon ziemlich blass. Wenn er nicht tot ist, dann macht er es bestimmt nicht mehr lange. Ich habe immer so ein Pech!« Wieder der Mann, der wohl Mace hieß.

Mein Adrenalinpegel stieg. Langsam erinnerte ich mich an Joshua und an den Typen, der mich angegriffen hatte. Ich schlug die Lider auf und sah in grün-braune Augen.

Ein Mann hatte sich über mich gebeugt. Er hatte dunkelbraune, kurze Haare und einen Bart. Seine Augenbrauen hoben sich, als er mich musterte.

»Ja gut. Hast recht. Ist nicht tot. Jetzt ist er wach. Oder er ist ein Zombie!«

Mace ging mir jetzt schon auf die Nerven! Auch wenn er nicht, wie vermutet, ein pubertierender Junge war, verhielt er sich noch weniger erwachsen als ich. Und das mochte schon was heißen!

»Halt die Schnauze, du Idiot! Ich bin kein Zombie!«, fuhr ich ihn an und schubste ihn von dem Bett weg, auf dem ich lag. Ich setzte mich rasch auf, bereute es jedoch gleich, als der Schwindel wiederkam und ein stechender Schmerz im Hinterkopf sich ausbreitete. Ich fasste direkt an die schmerzende Stelle und stellte fest, dass dort ein Verband war.

Mace hatte sich nun neben die Frau mit den Locken gestellt und schmolte offensichtlich. Erst jetzt fiel mir auf, dass er ziemlich klein war. Vielleicht eins siebzig Meter.

»Also was soll die Scheiße hier? Wer war dieser Psychopath, der Joshua umgebracht hat und wer zum Kuckuck seid ihr?! Der Zwergenschutz oder was?!« Ich sah bei den Worten natürlich zu Mace, der direkt einen ziemlich empörten Gesichtsausdruck hatte. Mit einem Ruck warf ich die Decke von mir runter und stand auf. Ich war noch immer in Boxershorts und ACDC-Shirt, doch das Blut hatte man mir abgewaschen.

»Nein. Wir sind nicht der Zwergenschutz ...«, begann die Lockige und grinste kurz, was sie jedoch direkt wieder einstellte, als sie von Mace einen bösen Blick abbekam.

»Vielleicht setzt du dich wieder hin und ich erkläre es dir in Ruhe.«

Eigentlich hatte ich ihr widersprechen wollen. Ich hatte keine Lust, mich hinzusetzen. Doch da ich nicht wirklich sicher auf den Beinen stand, setzte ich mich auf den Bettrand, hatte jedoch noch immer einen sehr zornigen Ausdruck im Gesicht.

»Am besten, du gehst solange raus.« Sie klopfte Mace auf die Schulter, der sich nur langsam aus dem kleinen Raum entfernte und die Tür hinter sich zumachte. Sie setzte sich neben mir aufs Bett und drehte sich leicht zu mir, damit sie mich ansehen konnte.

»Mein Name ist Amy Steel.«

Steel. Ich kannte den Namen doch irgendwoher!

Sie hatte mir vermutlich angesehen, dass ich nun noch verwirrter war – zumindest wenn da noch eine Steigerung drin war.

»Eigentlich war es geplant, dass wir uns erst morgen treffen. Ich hätte mir wirklich einen reibungslosen Ablauf gewünscht. Wie du dir vorstellen kannst, bin ich von keiner Partnerklinik. Ich bin zu dir gekommen, um dir zu helfen, die Welt zu retten.«

Sie war also nicht von einer Partnerklinik. So weit war ich noch mitgekommen. Doch danach hatte ich den Anschluss irgendwie verloren.

»Ich habe keinen blassen Schimmer wovon Sie reden, Lady. Wenn Sie die Welt retten wollen, dann sind Sie bei mir an der falschen Adresse. Ich kriege nicht einmal mein eigenes Leben auf die Reihe! Ich werde jetzt einfach gehen und hoffen, dass ich weder Sie noch irgendeinen anderen von heute Nacht wiedersehe. Für diese Psychonummer habe ich echt keinen Nerv. Mein Oberstübchen spielt ohnehin schon verrückt. Also wenn Sie keine gute Therapie für mich haben, dann trennen sich jetzt unsere Wege!« Ich stand entschlossen auf und war gewillt, auch barfuß und in Boxershorts durch die Stadt zu laufen. Ich wollte einfach nur weg von den Irren.

»Levi ... du brauchst keine Therapie. Du bist nicht verrückt. Du bist nur außergewöhnlich.«

»Ja klar. Das sagen Eltern auch immer zu ihren Kindern, wenn die eine Behinderung haben oder so!« Ich steuerte die Tür an, doch der Blondschof versperrte mir den Weg.

»Du kannst doch nicht so töricht sein und die Anzeichen leugnen! Du hörst nicht nur Stimmen, sondern siehst auch Dinge, die wirklich passiert sind ... oder nicht?!«

Ich gab ein leises Grummeln von mir. Woher wusste sie das? Trotzig verschränkte ich die Arme vor der Brust und sah sie missbilligend an.

»Sprich weiter«, zischte ich.

Soeben hatte sie meine Aufmerksamkeit wiedergewonnen und ich gab ihr zumindest ein paar Minuten, um mir alles verständlich zu erklären.

»Es ist für jemanden wie dich kaum zu begreifen, aber es gibt Menschen mit besonderen Fähigkeiten und du bist einer dieser Menschen.«

Ich runzelte die Stirn. »Willst du mir gerade sagen, dass es Mutanten gibt? So wie die X-Men? Oder doch eher so Superhelden wie Spiderman oder die Fantastic Four? Ich würde mich sicherlich daran erinnern, wenn ich irgendwann einen Unfall mit radioaktiven Abfällen gehabt hätte.«

»Nicht direkt so, aber so ähnlich ...«, begann sie seufzend und rieb sich die Stirn. Sie realisierte wohl gerade, dass sie es mit mir nicht leicht haben würde und direkt von Punkt null anfangen musste. »Wir sind Abkömmlinge von Göttern, die vor Jahrtausenden gelebt haben. Wir haben ihre Fähigkeiten geerbt – oder zumindest einen Teil davon.« Sie sah mich eine Weile an, bevor sie sich dazu entschied, mir zu verbildlichen, was sie meinte. Sie stand von dem Bett auf und umgriff die Stange vom Bettgerüst.

»Was machst du da? Hör auf, sonst kriegst du es noch im Kreuz ...«, gab ich ihr den nett gemeinten Rat.

Doch sie hörte nicht auf mich. Mit einem Ruck hob sie das Bett hoch – samt mir!

Ich sah sie erschrocken an. Es war keinerlei Anstrengung auf ihrem Gesicht zu sehen. Sie grinste mich triumphierend an und ließ das Bett wieder runter.

»Du trainierst wohl, hm?«, witzelte ich mittlerweile ziemlich unsicher. Jetzt waren wir also schon beim *Du* ...

»Nein. Das sind die Gene. Ich habe beispielsweise die übermenschliche Stärke geerbt. Du hast andere Fähigkeiten.«

»Ja ... wow. Ich krieg Kopfschmerzen und sehe Tod und Verderben. Kann ich den Scheiß auch reklamieren?«, brummte ich frustriert. Als Kind hatte ich mir immer gewünscht, Superkräfte zu haben, aber so eine Gabe stand nie auf der Wunschliste.

»Ich bin schon mal froh, dass du nicht vollkommen ausrastest. Doch jetzt weißt du zumindest schon einmal, dass ich dich nicht veralbern will.« Sie lächelte mich an und legte eine Hand auf meine Schulter. Innerlich hatte ich gerade einen Nervenzusammenbruch, jedoch gab ich mir Mühe, ihr Lächeln zu erwidern.

»Okay. Du hast gerade bewiesen, dass es Leute mit übermenschlichen Kräften gibt, aber das erklärt noch nicht, warum ich

hier bin und was heute Nacht gelaufen ist.« Ich massierte meine Schläfen, da ich wirklich unglaubliche Kopfschmerzen hatte. Nicht nur weil mein Kopf dem Boden guten Tag gesagt hatte, sondern auch wegen der Informationen, die hier auf mich einprasselten. Dabei hatte sie noch gar nicht richtig losgelegt.

»Wir sollten, glaube ich, langsam anfangen. Wenn du willst, kann ich dir erst einmal unsere Basis zeigen.«

»Eure Basis? Wie viele seid ihr denn?!« Ich hatte direkt eine Militärbasis vor Augen und hoffte, nicht zwischen schießwütigen Patrioten festzustecken.

»Nicht viele ... einige haben sich in alle Winde zerstreut und sind untergetaucht. Die meisten sind jedoch gestorben.«

Meine Augen wurden direkt größer. Die Antwort gefiel mir ja mal gar nicht!

»Mace, Kayla, Charlie und ich sind momentan die Einzigen die noch aktiv versuchen, was zu verändern. Aber dazu brauchen wir dich.« Sie ging zur Tür und öffnete sie. Sie deutete mir an, mit ihr zu kommen.

Zögerlich trat ich durch den Türbogen und sah mich um. Ich stand auf einer Art Terrasse. Rechts und links neben dem Zimmer, wo ich rausgekommen war, zeigten sich unzählige Türen, die hufeisenförmig angelegt waren. In der Mitte des Hufeisens lag ein großes Gartenstück. Irgendwie sah das Gebäude so aus, als wäre es ein Motel – nur nicht so gammelig.

»Sind wir noch in Wichita?«, wollte ich wissen. Da ich keinen Schimmer hatte, wie lange ich bewusstlos gewesen war, konnte ich ja irgendwo sonst sein.

»Ja. Nur ein wenig außerhalb. Mace hat das Gebäude und das Grundstück von seinem Vater geerbt. Er lässt uns hier wohnen, solange wir im Krieg sind.«

»Im Krieg? Soviel ich weiß, hat der dritte Weltkrieg noch nicht begonnen. Gegen wen kämpft ihr? Dr. Doom?« Ich konnte nicht anders, als dieses Szenario mit schwarzem Humor zu verarbeiten.

Amy lehnte sich gegen das Geländer und sah mich an.

»Du bekommst jetzt die Kurzfassung«, begann sie und fixierte mich mit ihrem Blick.

Ich verschränkte die Arme vor der Brust und sah sie gespannt an.

»Es gibt vier verschiedene Gruppen von Begabten. Jede Gruppe stammt von einem bestimmten Gott ab. Es gibt die Schattenwahrer, die von dem Gott Nastawha abstammen. Das wären Charlie, Kayla und ich. Dann gibt es Guardians wie Mace, der ein Abkömmling von dem Gott Bajeho ist ...«

Ich würgte ihre Worte mit einem amüsierten Kichern ab, worauf ich direkt einen tödlichen Blick abbekam.

»Sorry. Ich musste gerade an das Getränk Bayao denken. Du weißt schon ... das Zeug mit dem Kolibri drauf.« Mein Grinsen verebbte langsam, da sie den Scherz wohl nicht verstanden hatte. »Okay, ich bin ruhig ...«, murmelte ich kleinlaut und lehnte mich neben ihr an das Geländer.

Sie verdrehte die Augen und sprach weiter.

»Der Mann, der dich gestern Abend angegriffen hat, ist ein Nachfahre von Dalowha. Sie hat damals die Welt in Dunkelheit getaucht und ist völlig durchgedreht. Es sind vor allem die Schattentänzer, gegen die wir kämpfen müssen. Sie folgen Lauren Davey. Sie ist sozusagen die Fieseste der Fiesen. Ihr persönlicher Schoßhund ist Benjamin Ashford. Mit dem hattest du gestern das Vergnügen.«

Ich versuchte der Sache eine Chance zu geben, egal wie absurd sich ihre Geschichte anhören mochte. Und sie wurde wirklich mit jedem Wort unglaubwürdiger!

»Also sind die Schattenwahrer und die Guardians die Guten und versuchen, die Schattentänzer zu stoppen? Und was bin ich dann?« Meine Brauen zogen sich nach oben. Für mich hörte sich das wie eine Geschichte an, die man Kindern zum Einschlafen erzählte.

»Die Guardians sind neutral, bis sie ihren Schützling kennen. Wenn es ein Schattenwahrer ist, dann sind sie gut – ist es ein Schattentänzer, sind sie auf dessen Seite. Und damit kommen wir zu dir ...« Sie stupste mir aufmunternd gegen die Schulter.

»Du bist einer der seltenen Nachfahren von Kaiato. Sie war die Jüngste der Geschwister und konnte unter anderem Verbindung mit der Totenwelt aufnehmen. Deswegen hast du die Gabe zu *sehen*. Du

bist ein Channel oder Medium – ganz wie du willst. Mehr dazu später. Lass uns erstmal was essen!« Sie stieß sich von dem Geländer ab und machte sich auf den Weg zur Treppe, die nach unten zum Innenhof mit dem Garten führte.

Noch immer verstand ich nur Bahnhof, was mir sicherlich auch ins Gesicht geschrieben stand. Essen hörte sich jedoch vorerst gar nicht schlecht an, weswegen ich ihr folgte.

Sie steuerte eine der Türen in der unteren Etage an. Es ging über die Terrasse direkt in eine doch recht große Küche. Dieses Gebäude musste einfach normalerweise als Hotel dienen. Es sprach alles dafür.

Ich schnupperte kurz und hatte somit festgestellt, dass es Pfannkuchen gab. Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Auch wenn mir durch die Kopfschmerzen schlecht war, forderte mein Magen seinen Tribut.

Mace hatte eine Schürze um und würdigte mich anfangs keines Blickes. Er schien wohl noch eingeschnappt zu sein. Stumm stellte er einen Teller mit einem Haufen Pfannkuchen auf den großen Tisch, während Amy Geschirr und Besteck holte.

Ich stand einfach ein wenig fehl am Platz rum und sah mich um.

»Setz dich«, kam es von dem Lockenschopf, der direkt auf einen Stuhl zeigte und mir reichlich Pfannkuchen auf den Teller schmettete.

Ich nickte ihr anerkennend zu und nahm Platz. Ohne groß nachzudenken, schlang ich mein Frühstück runter und stellte bald fest, dass es mir jetzt schon wesentlich besser ging.

Mace hatte sich zwischenzeitlich dazugesetzt und warf mir immer wieder skeptische Seitenblicke zu, von denen ich nicht wusste, was sie bedeuten sollten.

»Ich lasse euch mal ein wenig allein. Denke, ihr habt ein wenig was zu bereden.« Amy erhob sich vom Tisch und sah bei ihren Worten vor allem Mace an, der ein wenig nickte und mich dann wieder begutachtete.

Am liebsten hätte ich mich an die Blonde geklammert, damit sie mich mit dem komischen Kauz nicht allein ließ, doch da war sie auch schon weg.

Es herrschte einen Moment betretenes Schweigen, bevor ich mein Besteck beiseite legte und den letzten Bissen runterschluckte.

»War sehr lecker ... danke«, unterbrach ich die Stille und hoffte, somit ein wenig Spannung aus der Situation rauszunehmen.

»Du bist nicht sicher, was du von der Sache hier halten sollst ...«, meinte der kleine Bärtige schließlich und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, während er mich wieder so komisch musterte. Es war keine Frage, viel mehr eine Feststellung.

»Wundert dich das?«, gab ich schließlich zurück und trank einen Schluck von dem frischen Orangensaft.

»Nein. Aber deine Emotionen sind so verworren. Ich glaube, dass du nicht mal unsicher wegen der gesamten Situation bist, sondern vielmehr, weil wir alle unsere Hoffnung auf dich setzen.«

Ich verschluckte mich am Orangensaft und sah ihn ein wenig erschrocken an.

»Levi ... ich bin ein Guardian. Deine Emotionen sind wie ein offenes Buch für mich. Noch dazu bin ich *dein* Guardian, weswegen wir eine ganz besondere Bindung haben. Du weißt noch nichts davon, aber du wirst schon sehen!« Er zwinkerte mir zu.

»Du bist mein Guardian. Okay ... ich habe vorhin mit Amy darüber gesprochen, aber was heißt das jetzt für mich, außer dass du ein Empath bist und ungefragter Weise meine Gefühle durchstöberst?« Natürlich lag in der Frage auch ein stiller Vorwurf, den Mace jedoch elegant ignorierte.

»Jeder Guardian bekommt in seinem Leben genau einen Schützling zugeteilt. Er hilft ihm, seine Gabe zu verstehen und ihn auf seinen vorbestimmten Weg zu bringen. Wir haben einen Radar, der anspringt, sobald die Kräfte unseres Schützlings aktiv werden. Eigentlich hätten wir uns schon viel früher kennenlernen müssen, aber du hast deine Kräfte mit den Drogen blockiert. Ich konnte dich nach dem Entzug aufspüren und war ganz erstaunt, dass ich nun auf einen Abkömmling der Kaiato aufpassen darf. Das ist eine große Verantwortung, immerhin bist du momentan der Einzige. Hach ... weißt du, wie lange ich darauf gewartet habe, dich kennenzulernen?!« Er plapperte ganz aufgeregt vor sich hin, sodass ich wirklich aufpassen

musste, um alles zu verstehen. Hatte der jetzt Pippi in den Augen? Er blinzelte ein paar Mal und wischte sich über die Lider, um Freudentränen wegzuwischen.

»Warum bin ich noch gleich das einzige Medium?«, hakte ich nach. Es fühlte sich komisch an, mich selbst so zu betiteln, doch damit musste ich nun wohl vorerst leben.

»Lauren – also die böse Hexe des Westens – hat vor einigen Jahren den Wahn gehabt, alle Nachfahren von Kaiato auszurotten, weil sie Angst vor ihnen hatte. Genau genommen hatte sie Angst davor, dass sie uns helfen, die Donnerkugel zu finden ...«

Erneut gingen meine Augenbrauen in die Höhe. Langsam befürchtete ich, dass meine Brauen irgendwann auf dieser Höhe stehen blieben.

»Was ist eine Donnerkugel? Und warum hat mich ihr Lakai dann nicht einfach umgebracht? Er hätte zumindest mehr als genug Chancen dazu gehabt.« Ich stützte meinen Kopf auf meiner Hand ab und sah ihn neugierig an.

»Dalowha hat damals magische Gegenstände erschaffen. Eine Art Sicherheit gegen ihre Geschwister. Wer diesen Gegenstand besitzt, hat eine unglaubliche Macht. Die Donnerkugel ist der letzte Gegenstand, der übrig geblieben ist, und wir brauchen ihn, um Lauren zu vernichten. Warum sie sich dazu entschlossen hat, dich nicht umzubringen ... ich weiß es ehrlich gesagt auch nicht wirklich.« Er kratzte sich am Bart und zuckte unschlüssig mit den Schultern.

»Das wird alles echt zu viel für mein armes, kleines Gehirn. Woher wisst ihr überhaupt von diesen vier Geschwistern und von der Geschichte? Ich habe noch nie was von denen gehört.« Es wurde in der Schule ja so einiges über Gottheiten erzählt, aber die vier gehörten da nicht zu. Definitiv nicht.

»Jeder von uns hat Träume. Unsere Vorfahren reden so mit uns und zeigen uns den Weg. Du wirst sicherlich bald auch solche Träume haben. Manchmal höre ich auch die Stimme von Bajeho in meinem Kopf. Seit der letzten Tagundnachtgleiche ist der Kontakt noch intensiver geworden ... als hätte er Angst vor irgendwas.«

»Wie sollen die mit uns reden? Ich dachte die existieren nicht mehr.«

»Sie haben keinen festen Körper, aber sie sind da. Sie beobachten unsere Schritte und sind in den Situationen, in denen wir sie am meisten brauchen, bei uns.«

Ich schwieg eine Weile und schüttelte den Kopf ein wenig. Bei mir war niemand, als ich jemanden brauchte.

»Können wir vielleicht erst einmal eine Pause machen? Ich habe echt Kopfschmerzen.« Die Kopfschmerzen waren ein vorgeschobener Grund. Ich war einfach überfordert und wusste nicht mehr wohin mit meinen ganzen Gedanken.

»Klar. Wir fangen am besten morgen mit dem Training an.« Mace nickte bestätigend vor sich hin und räumte das Geschirr ab.

»Ähm ... was für ein Training?« Hörte sich sehr arbeitsintensiv an, was mir ja so gar nicht in den Kram passte.

»Du musst deine Kräfte unter Kontrolle bekommen. Noch sind deine Visionen willkürlich, aber um die Donnerkugel zu finden, sollten wir da schon ein wenig dran arbeiten, sonst wird das eine wirklich lange Suche. Mal abgesehen davon stelle ich es mir echt gruselig vor, wenn du mal eben versehentlich einen Geist raufbeschwörst und ihn nicht mehr los wirst.« Er ließ Spülwasser ein und sah zwischenzeitlich wieder zu mir.

»Ja ... wäre echt gruselig.«

Mace entglitten die Gesichtszüge ein wenig. »Jetzt sag nicht, das ist dir schon passiert?!«

Diese Empathensache gefiel mir absolut nicht.

»Eine Freundin von mir hat sich mal einen goldenen Schuss gesetzt. Sie ist dann als Geist wieder aufgetaucht. Dachte, das wäre ein schlechter Trip ...« Ich zuckte mit den Schultern und versuchte runterzuspielen, wie sehr mir diese Erfahrung dann doch nachgehungen hatte. Es sind häufiger komische Dinge passiert, wenn mir der Stoff knapp wurde.

Mace wusste es natürlich besser und hing gleich an meiner Seite, um mich zu knuddeln.

»Ihr seid ja schon richtig dicke Freunde, hm?«

Ich hatte gar nicht bemerkt, dass Charlie in der Tür stand. Er hatte eine Plastiktüte dabei und kam langsam zu uns rübergeschlendert.

»Sieht so aus!« Mit dem Ellenbogen stieß ich Mace ein Stück von mir weg, der wie eine Klette an mir hing und nicht merkte – oder nicht merken wollte – wie sehr mich das störte.

Der Guardian ging zurück zum Spülbecken und machte das Wasser aus, welches mittlerweile schon fast übergelaufen war.

»Ich wollte dir eigentlich nur ein paar Sachen von mir geben. Wäre ja blöd, wenn du die ganze Zeit mit deinen Schlafsachen hier rumlaufen musst.« Charlie legte die Plastiktüte auf den Tisch und war schon wieder auf dem Weg nach draußen. Er wirkte so unglaublich ernst und schien immer sehr kurz angebunden zu sein.

»Du kannst auch Sachen von mir haben ...«, bot Mace an und packte ein paar Teller in das Spülwasser.

»Wenn mir der Sinn mal nach einer Dreiviertelhose steht, dann komme ich darauf zurück«, entgegnete ich und sah Charlie nach, der dann doch mit einem kleinen Grinsen durch die Tür verschwand.

»Ach komm schon! So klein bin ich jetzt auch nicht!«, seufzte Mace und fuchtelte mit dem Spülschwamm rum.

»Genau genommen doch. Sogar so klein, dass ich mir fast Sorgen mache, dass du im Spülwasser ertrinkst.« Ich musste über meinen eigenen Witz lachen und hatte seit Langem mal wieder das Gefühl, am Leben zu sein. Die Drogen hatten mich immer betäubt. Am Ende wusste man nicht mal, ob man sich gut oder schlecht fühlte. Man existierte einfach und lebte für den nächsten Schuss.

»Haha! Schön, dass du dich so sehr über meine Körpergröße amüsieren kannst! Schon mal gehört, dass man über Minderheiten keine Witze machen darf, außer man gehört zu dieser Minderheit!?«

Ich ergriff die Plastiktüte und stand von meinem Stuhl auf. Ich war mir gerade nicht so ganz sicher, ob Mace sich mit seiner minderen Körpergröße gerade selbst in die Schublade der Menschen mit Behinderung steckte, oder ob ich es einfach nur so verstanden hatte.

»Mein Bedarf für heute ist, glaube ich, gedeckt. Ich ziehe mich mal um.«

Mace winkte ab und machte weiter den Abwasch, während ich das Zimmer suchte, in dem ich vorhin noch geschlafen hatte. Mit ganz viel Glück fand ich es sogar. Vermutlich hätte es jedes andere Zimmer auch getan, immerhin sah es hier nicht so aus, als würde das Gebäude momentan als Hotel dienen. Die Tür fiel hinter mir ins Schloss und ich kippte die Sachen aufs Bett.

Eine Jeans und ein grün kariertes Hemd waren schließlich meine Wahl. Die Klamotten saßen recht gut, obwohl Charlie um einiges muskulöser war als ich. Vermutlich waren es Sachen, die ihm ohnehin nicht mehr passten. Die anderen Klamotten legte ich in den kleinen Kleiderschrank. Wer wusste schon, wie lange ich hier noch bleiben würde? Ich ging im Zimmer ein wenig auf und ab, sah mir das Bad an, welches direkt an das Schlafzimmer gekoppelt war und versuchte, nicht wieder in Panik zu verfallen.

Langsam holte mich jedoch der gestrige Abend ein. Ich konnte nicht in mein altes Leben zurück, sonst würde ich sicherlich im Knast landen oder zumindest hinter geschlossenen Türen. Wer würde mir schon glauben, was passiert war? Ein Patient mit frisch diagnostizierter Psychose rastet aus. Diese Variante klang um einiges glaubwürdiger als meine Geschichte mit der versuchten Entführung und Menschen mit übernatürlichen Kräften. Ich setzte mich aufs Bett und rieb mir die Augen. Ich hatte keine andere Wahl, als hier zu bleiben. Es schien für mich zumindest momentan der einzige Weg zu sein.

Es klopfte an meiner Tür. Ich hoffte inständig, dass es nicht Mace war. Viel mehr Gequatsche konnte ich gerade echt nicht mehr ertragen.

»Herein.«

Die Tür öffnete sich und es war glücklicherweise Amy. Sie schloss die Tür hinter sich und sah mich strahlend an.

»Das Hemd von Charlie steht dir ausgezeichnet.«

Ich sah an mir runter und lächelte ein wenig.

»Wenn man sich scheiße fühlt, muss man ja dabei nicht zwangsläufig scheiße aussehen.« Wo kam denn jetzt der bescheuerte Spruch her? Das lag bestimmt an der Gehirnerschütterung.

»Ja. Du hast ganz schön was auf die Birne bekommen. Den Verband kannst du morgen abmachen, aber die Kopfschmerzen bleiben dir sicherlich noch ein wenig erhalten.«

Auch ohne medizinische Kenntnisse hatte ich mir das fast schon gedacht.

»Ab morgen geht dein Training mit Mace los. Wir würden dir ja gerne mehr Zeit zur Erholung einräumen, aber die haben wir leider nicht. Lauren gewinnt immer mehr an Macht und an Anhängern. Wir brauchen dich, um sie zu vernichten.«

Ich nickte ein wenig. Für meinen Geschmack waren auch schon ohne den Krieg zu viele Leute gestorben.

»Am besten, du ruhst dich erst mal aus und lässt alles sacken.« Sie tätschelte meine Schulter leicht und verließ das Zimmer.

»Dein Training geht los? Na das hört sich doch nach viel Spaß an!«

Ich erschreckte mich fürchterlich, als ich eine Stimme hörte, die aus Richtung Bad kam.

Es war Joshua. Zumindest hörte er sich so an und sah auch so aus. Mal abgesehen davon, dass er irgendwie ein wenig flackerte.

Ich starrte ihn an. Jetzt konnte ich es tatsächlich nicht mehr auf einen Rausch schieben, ebenso wenig auf die leichte Gehirnerschütterung.

»Was ist los? Hast du einen Geist gesehen?«

Ein blöder Scherz, auf den ich gerade irgendwie nicht reagieren konnte.

»Geist ... verstehst du das nicht? Mensch, Levi ... jetzt guck doch nicht so.« Joshua flackerte erneut und kam schließlich auf mich zu.

»Es tut mir so leid ...«, murmelte ich kleinlaut. Es war immerhin irgendwie meine Schuld, dass es ihn erwischt hatte. Nur weil er mein Zimmernachbar gewesen ist.

»Dir braucht nichts leid zu tun. Konntest ja nicht ahnen, dass mir ein Psycho nachts die Kehle aufschlitzt. Übrigens ist es gar nicht so schlimm, tot zu sein. Ich habe meine Familie wiedergefunden.«

»Das ist ja toll! Ich meine ... den Umständen entsprechend eben.« Ich versuchte, Joshua anzufassen, jedoch glitt meine Hand einfach durch ihn hindurch.

»Es ist besser, wenn ich nicht auf dieser Ebene bin. Ist nicht so ganz das Wahre. Vor allem wegen der Sache, dass man nichts anpacken kann.«

»Warum bist du dann hier?«

Er sah mich vielsagend an und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Oh ...« Natürlich war er wegen mir hier. Vermutlich hatte ich ihn mal eben so aus seiner netten Familienrunde geworfen.

»Ich schätze, du gibst dir die Schuld für meinen Tod und hast mich aus schlechtem Gewissen gerufen, was?« Er seufzte auf und marschierte ein wenig im Zimmer auf und ab.

»Mir hätte nichts Besseres passieren können als das. Natürlich tat es weh. Aber dann kam dieses Gefühl von Freiheit. Ich hatte in meinem Leben doch nichts mehr, woran ich festhalten konnte. Nichts, was ich noch erledigen musste. Ich bin so viel glücklicher. Du brauchst dir echt keine Vorwür...« Er war mitten im Satz verschwunden.

Ungefähr zeitgleich mit dem Kloß, der sich in meinem Magen wegen der Schuldgefühle ausgebreitet hatte.

»Ups ...« Vermutlich war es wirklich besser, meine Kräfte unter Kontrolle zu bekommen.

Ich legte mich erledigt aufs Bett und atmete tief durch. Ich hatte noch so viele Fragen, die in meinem Kopf rumschwirrten. Der Zwischenfall mit Joshuas Geist hatte zusätzlich für Unruhe und Panik gesorgt, doch innerhalb von einer Minute holte mich die Müdigkeit wieder ein und ich döste ein.

Freundschaftsbande

Es war mittlerweile schon eine Woche vergangen. Die Kopfschmerzen waren glücklicherweise innerhalb der ersten drei Tage verschwunden und ich hatte mehr Energie denn je. Der Entzug hatte mich zwar viel Kraft gekostet, jedoch merkte ich jetzt erst, wie sehr mir die Drogen zugesetzt hatten. Ich konnte besser sehen, war stärker und meine Ausdauer war auch besser geworden. Ich fühlte mich wie Peter Parker nachdem er von der radioaktiven Spinne gebissen wurde.

Mace war zwar ein Zwerg, aber wusste wirklich, wovon er sprach. Es war gar nicht so schwer, meine Kräfte unter Kontrolle zu halten. Es hing im Prinzip nur von meinen Emotionen ab. Und die zu kontrollieren, *das* war das Problem.

Mein Leben war momentan das reinste Gefühlschaos, was man nicht mal eben sortieren konnte. Es war also meine große Baustelle, dort alles zu bereinigen, wofür wir jedoch keine Zeit hatten. Amy trieb jeden Tag zur Eile an. Die Schattentänzer formierten sich weiter und wir drehten uns im Kreis, nur weil ich meine Gabe nicht gezielt einsetzen konnte. Doch heute trieb es Amy wirklich mit der Hetzerei auf die Spitze.

»Warum soll ich mir das jetzt ansehen? Du erzählst mir doch jeden Tag, dass wir es eilig haben ...«, seufzte ich und trottete Amy nach. Sie wollte mir irgendwas zeigen, um mir die Dringlichkeit unserer Mission klarzumachen.

»Ich denke, es ist einfach besser, wenn du es mit eigenen Augen siehst.«

Irgendwo am Arsch der Welt hatte sie im Wald geparkt und wir mussten über zwei Kilometer laufen. Es war eine Lagerhalle am Stadtrand, die unser Ziel zu sein schien.

»Was wollen wir hier? Ich dachte, du wolltest mir zeigen, was die Schattentänzer so in ihrer Freizeit fabrizieren. Hier hole ich mir

höchstens Hepatitis.« Da wusste ich wohl, wovon ich sprach. Es sah hier eindeutig aus wie ein Unterschlupf von Junkies. Ich merkte direkt, dass meine Hände feucht wurden und der Suchtdruck wieder da war. Danke Amy!

»Noch agieren sie versteckt und sammeln Kräfte. Wenn sie stark genug sind, dann geht es erst richtig rund. Dann werden sie sich offen zeigen und Städte in Panik versetzen. Alleine sind sie kopflos, aber wenn Lauren die Kugel hat, dann werden sie aus allen Löchern kriechen, um sich ihr anzuschließen.«

Ich wischte mir den Schweiß an der Hose ab und versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Amy war gerade ohnehin mehr damit beschäftigt sich anzuschleichen, während ich ihr einfach nachtrampelte. Wenn die Schattentänzer Junkies auf ihre Seite ziehen wollten, dann hatten wir den Krieg auch ohne Donnerkugel gewonnen. Schmeiß eine Runde Meth und die sind auf unserer Seite. Leichter konnte man gar nicht gewinnen.

Sie hielt plötzlich an. Nur mit Mühe und Not konnte ich verhindern, ihr voll in die Hacken zu laufen. Wir waren jetzt fast einmal komplett um die Halle rumgelaufen. Sie deutete mir an, leise zu sein. Ich sah sie fragend an und verstand das Theater nicht. Nachdem Amy in die Hocke gegangen war, um vorsichtig um die Ecke zu schauen, tat ich es ihr gleich. Es war schon relativ dunkel, weswegen ich mir die Mühe sparte und einfach so hinter der Mauer hervor linste.

Der Anblick, der sich mir bot, sorgte direkt dafür, dass ich am liebsten in den nächstbesten Busch gekotzt hätte. Es lagen überall Körper auf dem Boden. Sie sahen aus wie Mumien. Die Gesichter völlig verschrumpelt und in einer unnatürlichen Pose zusammengekrümmt. Ein bulliger Mann mit Kapuze über dem Kopf stand dort und hatte eine Frau am Arm gepackt. Sie schrie wie am Spieß. Ich wollte eingreifen und hatte einen Schritt in die Richtung gemacht, wurde jedoch direkt wieder von Amy zurück in Deckung gezogen.

Ich sah sie verständnislos an und durfte schließlich mit ansehen, wie aus der Frau ebenfalls eine dieser komischen verdorrten Pflaumen wurde. Dort, wo der Mann sie am Arm gepackt hatte, breitete sich langsam eine gräuliche Farbe über ihren Oberarm aus. Die Haut warf

Falten. Es war, als würde sie irgendwie austrocknen. Meine Lippen pressten sich aufeinander und ich wusste nicht recht, wie ich jetzt darauf reagieren sollte. Warum hatten wir ihr nicht geholfen?!

Der Mörder zog sich zurück und ließ den Körper einfach liegen.

»Helfen wir Junkies nicht, oder was?!«, fauchte ich Amy an und konnte nicht verstehen, warum wir nicht eingegriffen hatten. »Falls du es vergessen hast ... ich war vor Kurzem auch noch einer!« Ich war mir nicht sicher, ob ich deswegen so wütend war oder einfach wegen der Tatsache, dass wir nicht zumindest versucht hatten, der Frau zu helfen.

»Das hat damit nichts zu tun! Wir hätten keine Chance gehabt!« Sie sah mich erzürnt an und ich konnte raushören, wie sehr sie sich jetzt angegriffen fühlte.

»Ich vielleicht nicht, aber du bist ... voll stark! Du hättest den fertig machen können!«

»Levi ... der hat gerade unzählige Leben absorbiert. Er hätte uns einfach so in der Luft zerrissen«, seufzte sie und lehnte sich gegen die Wand.

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte, und ließ es einfach mal so stehen. Gegen solche Dinger sollten wir kämpfen? Die hätten mich doch innerhalb von Sekunden absorbiert. Absorbiert ... allein der Gedanke ekelte mich an. Ich hatte keine Superpower oder sonst eine Chance, mich gegen die zu wehren. Da sollte ich der Retter der Menschheit sein? Wohl kaum.

»Du hättest mir das echt nicht zeigen müssen. Ich weiß doch, dass wir gegen die Armee der Finsternis kämpfen.« Ich schüttelte mich ein wenig und hoffte darauf, das Standbild von den Körpern vor meinem inneren Auge irgendwie wegzubekommen.

»Ich wollte dir zeigen, worauf du dich da einlässt. Ich habe dir bei unserer ersten Begegnung gesagt, dass du in dieser Nacht nicht sterben wirst, aber ich kann dir nicht versprechen, dass du den Krieg überlebst.« In ihrer Stimme hörte ich, wie wichtig ihr wohl diese Einsicht meinerseits war.

»Ich habe dich auch nicht darum gebeten, mir das zu versprechen ...«, gab ich ein wenig forsch zurück und trat den Rückweg zum Auto

an. Zumindest war der Suchtdruck so schnell wieder weg, wie er gekommen war. Da hatte diese Schocktherapie also doch was Positives gehabt.

Bei dem Rückweg zum Auto wechselten wir kaum ein Wort. Ich musste das Gesehene verdauen und Amy schien auch an einigen Baustellen zu arbeiten. Es lag mir jedoch im Moment fern, darüber nachzudenken, woran sie wohl zu knabbern hatte.

Der Abend verlief nicht viel anders. Ich zog mich zurück und wurde auch von keinem der anderen belästigt. Hätte Mace mich noch mal zum Training verdonnert, hätte ich ihm vermutlich ohnehin die Tür vor der Nase zugeschlagen. Für ein paar Entspannungsübungen war ich jetzt echt nicht zu haben. Ich lag wach im Bett und grübelte.

Es wurde später und später. Irgendwann hatte ich mich so in die Situation reingesteigert, dass ich wieder Panik bekam. Ich war nicht der Richtige für dieses Selbstmordkommando. Die Welt war mit jedem besser dran als mit mir als letzte Hoffnung! Ich musste hier weg und das sofort!

Zum Glück hatte ich ja nicht sehr viel zu packen. Als ich die Zimmertür hinter mir schloss, bekam ich Gewissensbisse. Im Endeffekt beschloss ich jedoch, dass ich auch schon ohne diese ganze Kriegsgeschichte mehr als genug Stress in meinem Leben hatte. Ich würde mich einfach an den letzten Strohalm klammern, den ich hatte. Und der hieß *Jake*.

Ich war zu Fuß in die Stadt geirrt und mied jeden Kontakt mit anderen Menschen. Wer wusste schon, was in den Medien über mich erzählt wurde. Mit Kapuze über dem Kopf erhoffte ich mir noch mehr Unsichtbarkeit und steuerte eine Telefonzelle an. Dass es die Dinger in dem Zeitalter der Handys überhaupt noch gab! Glücklicherweise hatte ich Jakes Nummer im Entzug ja ein paar Mal wählen müssen, weswegen ich zumindest nach zwei Zahlendrehern den Richtigen am Hörer hatte.

»Jake? Oh Gott sei Dank!«, rief ich aus und lehnte den Kopf erleichtert gegen die Wählscheibe des Telefons.